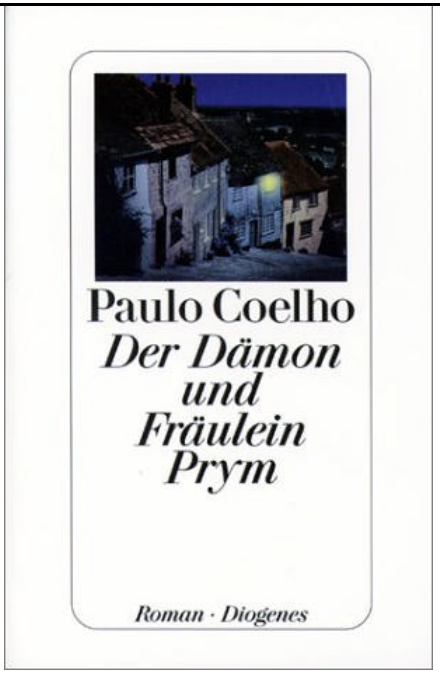


Paulo Coelho

Der Dämon und Fräulein Prym

Roman

Aus dem Brasilianischen von Maralde Meyer-Minnemann

s&c by anybody

Diogenes

Ein Ort in den Pyrenäen, gespalten von Habgier, Feigheit und Angst. Ein Mann, der von den Dämonen seiner schmerzvollen Vergangenheit nicht loskommt. Eine junge Frau auf der Suche nach ihrem Glück. Sieben Tage, in denen das Gute und das Böse sich einen erbitterten Kampf liefern und in denen jeder für sich entscheiden muß, ob er bereit ist, für seinen Lebenstraum etwas zu riskieren und sich zu ändern.
(Backcover)

ISBN 3 257 06282 6
Titel der Originalausgabe
>O Demonio e a Srta. Prym<
Copyright © 2000 by Paulo Coelho
Mit freundlicher Genehmigung
von Sant Jordi Asociados, Barcelona, Spanien
Alle Rechte vorbehalten
Paulo Coelho: www.paulocoelho.com.br
Umschlagfoto von Silvana Mattievich
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch

Und es fragte ihn ein Oberer und sprach:
Guter Meister, was muß ich tun,
damit ich das ewige Leben ererbe?

Jesus aber sprach zu ihm:
Was nennst du mich gut?
Niemand ist gut als Gott allein.

Lukas, 18: 18-19

Seit fast 15 Jahren setzte sich die alte Berthe nun schon jeden Tag vor ihre Tür. Die Bewohner von Bescos wunderte dies nicht, denn alte Menschen träumen nun einmal von der Vergangenheit und ihrer Jugend, blicken versunken auf eine Welt, die nicht mehr die ihre ist, und suchen nach einem Vorwand, um mit ihren Nachbarn ins Gespräch zu kommen.

Berthe hatte jedoch einen Grund, dort zu sitzen. Ihr Warten fand an jenem Morgen ein Ende, als sie den Fremden den steilen Hang heraufkommen und sich langsam zum einzigen Hotel des Ortes begeben sah. Er war nicht, wie sie ihn sich immer vorgestellt hatte. Seine Kleider waren schäbig, sein Haar etwas länger, als man es für gewöhnlich trug, und er war unrasiert. Sein Begleiter aber fehlte nicht: der Dämon.

>Mein Mann hat rechts sagte sich Berthe. >Hätte ich nicht hier gesessen, wüßte niemand etwas davon.<

Sie schätzte ihn auf etwa vierzig oder fünfzig Jahre, war sich allerdings nicht ganz sicher. >Ein junger Mann<, befand sie, wie alte Leute es mit Menschen tun, die jünger sind als sie selber und fragte sich, wie lange er wohl bleiben werde: allem Anschein nach bloß kurz, denn er hatte nur einen kleinen Rucksack dabei. Wahrscheinlich würde er nicht mehr als eine Nacht bleiben und dann zu einem Ziel weiterwandern, das sie nicht kannte und das sie auch nicht interessierte.

Dennoch hatten sich all die Jahre gelohnt, die sie vor der Tür ihres Hauses gesessen und auf seine Ankunft gewartet hatte, denn sie hatten sie gelehrt, die Schönheit der Berge zu genießen, die sie zuvor kaum wahrgenommen hatte, weil sie dort geboren und ihr die Landschaft vertraut war. Wie erwartet, trat er ins Hotel. Berthe überlegte, ob sie über diesen unerwünschten Gast mit dem Priester sprechen sollte, verwarf es aber, denn er würde ihr nicht zuhören und es als eine Altweibergeschichte abtun.

Nun ja, es blieb ihr also nichts anderes übrig, als abzuwarten, was geschah. Stürme, Orkane und Lawinen zerstören ohne Vorwarnung innerhalb weniger Stunden vor zweihundert Jahren gepflanzte Bäume. Ein Dämon braucht für sein Werk der

Zerstörung auch nicht mehr Zeit. Schlagartig wurde ihr klar, daß das Böse sich Bescos ausgesucht hatte, ihr Wissen darum aber nichts würde ändern können. Dämonen kommen und gehen, sie sind ständig auf der Welt unterwegs. Manchmal geschieht nichts, sie kommen dann nur, um zu sehen, was gerade geschieht, andere Male kommen sie, um die eine oder andere Seele auf die Probe zu stellen. Doch sie sind unbeständig und wechseln ihr Ziel ohne erkennbare Logik, häufig nur aus Freude an einem Kampf, der sich lohnt. Berthe fand nichts Aufregendes oder Besonderes an Bescos, nichts, was einen Fremden mehr als einen Tag fesseln könnte - ganz zu schweigen jemanden so Wichtigen und Vielbeschäftigten wie einen Boten der Finsternis. Sie versuchte sich auf etwas anderes zu konzentrieren, aber das Bild des Fremden ging ihr nicht aus dem Kopf.

Der eben noch sonnige Himmel bewölkte sich.

>Das ist ganz normal für diese Jahreszeit<, dachte sie. >Das hat nichts mit der Ankunft des Fremden zu tun, es ist reiner Zufall. <

Da hörte sie einen fernen Donnerschlag, dem drei weitere folgten. Der Donner kündigte ein Gewitter an, doch er konnte den alten Legenden des Dorfes zufolge ebensogut die Stimme eines zornigen Gottes sein, der sich über die Menschen beschwerte, denen er gleichgültig geworden war.

>Vielleicht sollte ich doch etwas tun. Schließlich ist genau das eingetreten, worauf ich gewartet habe.<

Ein paar Minuten konzentrierte sie sich auf das, was um sie herum geschah. Die Wolken senkten sich über das Dorf, aber sie hörte kein Donnergrollen mehr. Als gute Katholikin traute sie Überlieferungen und Aberglauben nicht, erst recht nicht jenen von Bescos, deren Wurzeln in der Zeit lagen, als der Ort noch keltisch war.

>Der Donner ist nur ein Naturphänomen. Wenn Gott mit den Menschen sprechen wollte, würde er nicht solche Umwege wählen.<

Sie dachte noch darüber nach, als ein erneuter Donner in nächster Nähe sie auffahren ließ. Berthe erhob sich, nahm den Stuhl und ging ins Haus, bevor es anfing zu regnen. Doch ihr Herz war bang und von einer unbestimmten Angst erfaßt.

>Was soll ich tun?<

Wenn doch der Fremde nur so schnell als möglich wieder ging, hoffte sie. Sie fand sich zu alt, um ihrem Dorf, sich selber und Gott, dem Allmächtigen, zu helfen, der sich, falls er tatsächlich Hilfe brauchen sollte, bestimmt jemand Jüngeren dazu erkoren hätte. Alles war nichts als Einbildung.

Aber daß sie den Dämon gesehen hatte, nun, daran bestand kein Zweifel.

Er war da, in Fleisch und Blut, als Pilger verkleidet.

Das Gasthaus war nicht nur Hotel, sondern auch ein kleiner Laden für Produkte der Region, eine Wirtschaft mit typischen Gerichten und eine Bar, in der sich die Bewohner von Bescos zu ihren ewig gleichen Gesprächen versammelten. Sie redeten über das Wetter oder die jungen Leute, die aus dem Dorf in die Stadt abwanderten. »Neun Monate Winter, drei Monate die Hölle«, stöhnten sie immer und meinten damit die Tatsache, daß sie alles in nur neunzig Tagen tun mußten: die Felder pflügen, düngen, säen, dann warten, ernten, Heu einbringen, Schafe scheren.

Alle, die in Bescos geblieben waren, wußten wohl, daß sie beharrlich an einer Welt festhielten, die schon untergegangen war. Es fiel ihnen schwer zu akzeptieren, daß sie zur letzten Generation von Bauern und Hirten gehören sollten, die seit Jahrhunderten diese Berge bevölkert hatten. Früher oder später würden die Maschinen kommen, das Vieh weit von Bescos entfernt mit speziellem Futter aufgezogen und das kleine Dorf womöglich an eine große ausländische Firma verkauft werden, die es in einen Skiort verwandeln würde.

So war es anderen Orten der Region bereits ergangen, einzig Bescos widerstand, denn es fühlte sich seinen Vorfahren und deren Traditionen verpflichtet, die sie gelehrt hatten, wie wichtig es ist, bis zum letzten Augenblick zu kämpfen.

Der Fremde las im Hotel das Meldeformular genau durch, überlegte, wie er sich dort eintragen sollte. An seinem Akzent war er unschwer als Südamerikaner zu erkennen, und er beschloß, sich als Argentinier einzutragen, weil ihm die argentinische Fußballnationalmannschaft besonders gut gefiel. Das Formular verlangte eine Adresse, und er trug als Straßennamen »Colombia« ein, weil er wußte, daß Südamerikaner die Angewohnheit haben, sich gegenseitig zu ehren, indem sie wichtige Plätze oder Straßen nach ihrem Nachbarland benannten. Als Namen wählte er für sich den eines berühmten Terroristen des vergangenen Jahrhunderts.

Keine zwei Stunden später wußte ganz Bescos, daß ein Ausländer namens Carlos, geborener Argentinier und wohnhaft in der schönen Galle Colombia in Buenos Aires, bei ihnen abgestiegen war. Das war der Vorteil kleiner Orte: Im Nu weiß jeder bis ins kleinste Detail über jede noch so private Angelegenheit Bescheid.

Und genau das kam der Absicht des Neuankömmlings entgegen.

Er stieg in sein Zimmer hinauf und leerte den Rucksack: Er hatte wenig Kleidung dabei, einen Rasierapparat, ein Paar Schuhe zum Wechseln, Vitamine, um einer Erkältung vorzubeugen, ein dickes Heft, in das er seine Notizen schrieb, und elf Goldbarren von jeweils einem Kilo. Erschöpft von der Anspannung, vom Aufstieg und vom Gewicht schlief er fast sofort ein, allerdings nicht ohne zuvor einen Stuhl gegen die Tür gestellt zu haben, obwohl er wußte, daß er jedem der 281 Einwohner von Bescos trauen konnte.

Am nächsten Tag frühstückte er, gab am Empfang des kleinen Hotels Wäsche zum Waschen ab, legte die Goldbarren wieder in den Rucksack und machte sich auf zum Berg, der im Osten des Dorfes lag. Auf dem Weg sah er nur eine alte Frau, die vor ihrem Haus saß und ihn neugierig beäugte.

Er verschwand im Wald und wartete, bis seine Ohren sich an das Summen der Insekten, das Vogelgezwitscher und das Rauschen des Windes gewöhnt hatten, der die kahlen Zweige

gegeneinanderschlug. Er wußte, daß er hier leicht beobachtet werden konnte, ohne es zu bemerken, und verharrte fast eine Stunde lang reglos.

Als er davon ausgehen konnte, daß ein möglicher Beobachter inzwischen enttäuscht aufgegeben hatte und ohne eine Neuigkeit, die er im Dorf erzählen könnte, wieder abgezogen war, grub er in der Nähe einer y-förmigen Felsformation ein Loch und versteckte dort einen Barren. Dann stieg er den Berg noch ein Stück weiter hinauf, verharrte dort noch eine weitere Stunde, scheinbar ganz in die Betrachtung der Natur versunken, bis er eine andere Felsformation, die einem Adler ähnelte, sah und dort ein weiteres Loch grub, in das er die restlichen zehn Goldbarren legte.

Der erste Mensch, den er auf dem Weg zurück ins Dorf traf, war eine junge Frau; sie saß an einem Bach, der wegen der Schneeschmelze viel Wasser führte. Als sie ihn kommen hörte, hob sie den Blick von dem Buch, in dem sie gerade las, schaute ihn kurz an und las dann weiter. Schließlich gehörte es sich nicht, das Wort an einen Fremden zu richten.

Fremde, die an einen neuen Ort kommen, haben jedoch das Recht, mit Unbekannten Freundschaft zu schließen, und so trat er näher.

»Hallo«, sagte er. »Es ist für diese Jahreszeit sehr warm.«

Sie nickte.

Der Fremde ließ nicht locker: »Ich möchte, daß Sie sich etwas ansehen.«

Sie legte höflich das Buch zur Seite, streckte die Hand aus und stellte sich vor.

»Ich heiße Chantal und arbeite abends in der Bar des Hotels, in dem Sie abgestiegen sind. Ich habe mich schon gewundert, daß Sie nicht zum Abendessen runtergekommen sind. Das Hotel lebt nämlich nicht nur von der Vermietung der Zimmer, sondern auch von dem, was die Gäste konsumieren. Sie sind Carlos aus Argentinien und wohnen in Buenos Aires in der Calle Colombia. Alle hier im Ort wissen das bereits, weil ein Mensch, der hier außerhalb der Jagdsaison auftaucht, immer

Neugier erweckt. Ein Mann von etwa fünfzig Jahren mit grauem Haar und dem Blick von jemandem, der schon viel erlebt hat.«

»Ich bin zweiundfünfzig und heiße nicht Carlos und alle anderen Angaben im Melderegister sind ebenso falsch.«

Chantal wußte nicht, was sie sagen sollte. Der Fremde fuhr fort: »Ich will Ihnen nicht Bescos zeigen, sondern etwas, was Sie noch nie gesehen haben.«

Sie hatte schon viele Geschichten von Mädchen gelesen, die einem Fremden in den Wald gefolgt und darauf spurlos verschwunden waren. Einen Augenblick lang fürchtete sie sich, doch dann siegte die Abenteuerlust. Dieser Mann würde letztlich nicht wagen, ihr etwas anzutun, denn sie hatte ja gerade gesagt, alle im Ort wüßten von ihm, auch wenn die Angaben im Register nicht mit der Wahrheit übereinstimmten.

»Wer sind Sie?« fragte sie. »Wenn es wahr ist, was Sie da sagen, woher wissen Sie dann, daß ich nicht zur Polizei gehe und Sie wegen falscher Angaben anzeige?«

»Ich verspreche, alle Ihre Fragen zu beantworten, aber erst einmal müssen Sie mit mir kommen, denn ich möchte Ihnen etwas zeigen. Es ist fünf Minuten von hier.«

Chantal klappte das Buch zu, atmete tief durch und betete stumm, während in ihrem Herzen Aufregung und Angst herrschten. Dann erhob sie sich und folgte dem Fremden. Es würde eine weitere dieser frustrierenden Begegnungen in ihrem Leben werden, die stets verheißungsvoll begannen und als ein weiterer unerfüllter Traum von der großen Liebe endeten.

Der Mann ging zu dem y-förmigen Stein, deutete auf die erst kürzlich ausgehobene Erde und forderte Chantal auf freizulegen, was dort vergraben lag.

»Aber ich werde mir meine Hände und meine Kleidung dreckig machen«, protestierte Chantal.

Der Mann nahm einen Ast vom Boden, brach ihn durch und reichte ihn ihr zum Graben. Sie fand sein Verhalten merkwürdig, tat aber schließlich, was er von ihr verlangte.

Fünf Minuten später förderte Chantal den schmutzigen, gelben Barren zutage.

»Das sieht wie Gold aus«, sagte sie.

»Das ist Gold. Es gehört mir. Bedecken Sie es wieder mit Erde.«

Sie gehorchte. Der Mann führte sie zu dem anderen Versteck. Wieder grub sie. Diesmal war sie wie geblendet von der Menge des Goldes.

»Auch das ist Gold. Und es gehört ebenfalls mir«, sagte der Fremde.

Sie schwieg.

»Wer sind Sie eigentlich? Und was machen Sie hier? Warum haben Sie mir das hier gezeigt, wo Sie doch wissen, daß ich allen erzählen kann, was an diesem Berg versteckt ist.«

»Viele Fragen auf einmal«, murmelte der Fremde, der den Blick geistesabwesend auf den Berg gerichtet hatte, als würde er ihre Gegenwart nicht wahrnehmen. »Daß Sie es weitererzählen, entspricht zumindest genau meinem Plan.«

»Sie haben mir versprochen, daß Sie, wenn ich mitkomme, all meine Fragen beantworten.«

»Erstens sollten Sie Versprechen keinen Glauben schenken. Die Welt ist voll davon: Reichtum, ewige Erlösung, unendliche Liebe. Es gibt Menschen, die glauben alles versprechen zu können; andere - wie Sie - greifen blind nach allem, was ihnen bessere Zeiten verspricht. Diejenigen, die etwas versprechen und es nicht halten, fühlen sich am Ende machtlos und frustriert. Das gleiche gilt für jene, die sich blind auf einmal gegebene Versprechen verlassen.«

Er merkte, daß er alles nur komplizierter machte, als er von seinem eigenen Leben, von einer Nacht erzählte, die sein Schicksal verändert hatte, von den Lügen, an die er sich geklammert hatte, weil er der Realität nicht ins Auge blicken konnte. Ihm wurde bewußt, daß er verständlich reden mußte, damit sie begriff, was er sagen wollte.

Chantal verstand jedoch fast alles. Wie jeder ältere Mann, sagte sie sich, dachte er nur an Sex mit jemand Jüngerem. Wie jeder Mensch glaubte er, mit Geld alles kaufen zu können. Wie jeder Fremde war er sicher, die Mädchen eines Provinznestes wären alle naiv genug, jeden noch so absurden Vorschlag anzunehmen, solange er eine entfernte Möglichkeit mit einschloß, von hier wegzukommen.

Er war nicht der erste und würde leider auch nicht der letzte sein, der versuchen würde, sie auf so plumpe Art zu verführen. Verwirrend war allerdings die Menge Gold, die er anbot. Sie hatte nie gedacht, soviel wert zu sein, und das ängstigte sie und schmeichelte ihr zugleich.

»Ich bin alt genug, um nicht mehr auf windige Versprechen hereinzufallen«, entgegnete sie und versuchte Zeit zu schinden.

»Obwohl Sie ihnen immer geglaubt haben und es auch jetzt noch tun.«

»Da irren Sie sich aber. Ich weiß, daß ich im Paradies lebe, ich habe die Bibel schon gelesen und werde nicht den gleichen Fehler machen wie Eva, die sich nicht mit dem zufriedengab, was sie hatte.«

Das stimmte natürlich nicht, und jetzt machte sie sich allmählich Sorgen, daß der Fremde das Interesse verlieren und gehen könnte. Tatsächlich hatte sie es selber so eingerichtet, daß er sie im Wald treffen mußte. Sie hatte sich extra an eine Stelle gesetzt, an der er auf dem Heimweg vorbeikommen mußte, damit sie jemanden hatte, mit dem sie sich unterhalten konnte, der sie vielleicht noch mit einem Versprechen umgarnen und ihr eine Liebe vorgaukeln würde, die ihr ein paar Tage lang den Traum schenkte, ihr Tal, in dem sie geboren war, für immer zu verlassen. Ihr Herz war schon viele Male verletzt worden, und dennoch glaubte sie immer noch, daß sie eines Tages den Mann ihres Lebens finden würde. Anfangs hatte sie viele Gelegenheiten verstreichen lassen, weil sie fand, daß der Richtige noch nicht gekommen war, aber jetzt fühlte sie, daß die Zeit immer schneller verging, und war entschlossen, Bescos mit dem erstbesten Mann zu verlassen, der sie mitzunehmen

bereit war, selbst wenn sie - noch - nichts für ihn empfand. Auch Liebe war eine Frage der Zeit.

»Genau das möchte ich gern herausbekommen: ob wir im Paradies oder in der Hölle leben«, unterbrach der Mann ihre Gedanken.

Gut, er schien in die Falle zu gehen.

»Im Paradies. Aber wer lange an einem vollkommenen Ort gelebt hat, der langweilt sich am Ende.«

Sie hatte den ersten Köder ausgeworfen. Hatte mit anderen Worten gesagt: »Ich bin frei, stehe zur Verfügung.« Seine nächste Frage mußte nun lauten: »Wie Sie?«

»Wie Sie?« wollte der Fremde wissen.

Sie mußte vorsichtig sein, nicht zu durstig zum Brunnen gehen, sonst könnte sie den Mann verschrecken.

»Ich weiß nicht. Manchmal kommt es mir so vor, manchmal denke ich, mein Schicksal liegt hier und ich könnte überhaupt nicht fern von Bescos leben.«

Der nächste Schritt: Gleichgültigkeit vortäuschen.

»Nun, da Sie mir nichts weiter über das Gold erzählen wollen, das Sie mir gezeigt haben, kann ich zu meinem Bach und meinem Buch zurückkehren. Vielen Dank für den Spaziergang.«

»Einen Augenblick!«

Der Mann hatte angebissen.

»Selbstverständlich werde ich Ihnen erzählen, was es mit dem Gold auf sich hat. Warum hätte ich Sie sonst hierhergebracht?«

Sex, Geld, Macht, Versprechen. Aber Chantal tat so, als erwartete sie eine überraschende Enthüllung. Die Männer empfinden eine seltsame Lust darin, überlegen zu sein, wobei sie in den meisten Fällen nicht wissen, daß sie sich absolut vorhersehbar verhalten.

»Sie scheinen ein Mann mit viel Lebenserfahrung zu sein, jemand der mir viel beibringen kann.«

Genau. Das Seil etwas lockern, etwas Lob spenden, um die Beute nicht zu erschrecken, das war eine wichtige Regel.

»Allerdings haben Sie die schlechte Angewohnheit, anstatt eine einfache Antwort zu geben, lange Reden über Versprechen zu halten oder darüber, wie wir uns im Leben verhalten sollten. Ich bleibe sehr gern, aber erst einmal müssen Sie mir die Fragen beantworten, die ich Ihnen gleich zu Anfang gestellt habe: Wer sind Sie? Und was machen Sie hier?«

Der Fremde wandte den Blick von den Bergen ab und sah das Mädchen direkt an. Er hatte viele Jahre mit allen möglichen Arten von Menschen gearbeitet und wußte mit fast hundertprozentiger Gewißheit, was sie dachte. Sie würde bestimmt glauben, er habe ihr das Gold gezeigt, um ihr mit seinem Reichtum zu imponieren, während sie ihrerseits versuchte, ihn mit ihrer Jugend und Gleichgültigkeit zu beeindrucken.

»Wer ich bin? Nun, sagen wir, ich bin ein Mann, der bereits seit einiger Zeit auf der Suche nach einer bestimmten Wahrheit ist. In der Theorie habe ich sie gefunden, sie aber noch nie in die Tat umgesetzt.«

»Was für eine Art Wahrheit?«

»Sie betrifft die Natur des Menschen. Ich habe herausgefunden, daß wir, wenn wir in Versuchung geführt werden, ihr am Ende erliegen. Alle Menschen auf Erden sind bereit, Böses zu tun, es hängt nur von den Umständen ab.«

»Ich glaube...«

»Es geht nicht darum, was Sie oder ich glauben oder was wir glauben wollen, sondern darum, herauszufinden, ob meine Theorie stimmt. Sie wollen wissen, wer ich bin? Ich bin ein sehr reicher, sehr bekannter Industrieller, ich bestimme über Tausende von Angestellten, war hart, wenn es sein mußte, und menschlich, wenn ich es für notwendig erachtete.

Ich bin jemand, der Dinge erlebt hat, die sich andere nicht einmal träumen lassen.

Ich habe durchaus sowohl Lust als auch Wissen jenseits der festgelegten Grenzen gesucht: Ich bin ein Mann, der das Paradies kennengelernt hat, als er glaubte, in der Hölle der Routine und der Familie gefangen zu sein, und der die Hölle kennenlernte, sobald er das Paradies und die vollkommene Freiheit genießen konnte. Das bin ich, ein Mann, der ein Leben lang böse und gut war und vielleicht am besten selber meine Frage nach dem, was den Menschen in seinem Innersten ausmacht, beantworten könnte - und deshalb bin ich hier. Ich weiß, was Sie jetzt wissen wollen.«

Chantal spürte, daß Sie an Boden verlor. Sie mußte ihn schnell zurückerobern.

»Sie glauben, ich würde Sie jetzt fragen: Warum haben Sie mir das Gold gezeigt? Aber ehrlich gesagt, wüßte ich gern, warum ein reicher und dazu noch bekannter Industrieller ausgerechnet nach Bescos kommt, um eine Antwort zu finden, die er in Büchern, Universitäten oder einfach dadurch finden könnte, daß er einen Philosophen anstellt.«

Der Fremde freute sich über die Pfiffigkeit des Mädchens. Wie gut, er hatte die richtige Person ausgewählt - wie immer.

»Ich bin nach Bescos gekommen, weil ich einen Plan habe. Vor langer Zeit hab ich ein Theaterstück eines Autors namens Dürrenmatt gesehen, den Sie gewiß kennen...«

Diese Bemerkung war als Provokation gedacht. Natürlich hatte dieses junge Mädchen noch nie den Namen Dürrenmatt gehört und würde wieder blasiert tun, so als wüßte sie, wer das war.

»Ja, und«, sagte Chantal gespielt gleichgültig.

»Es freut mich, daß Sie ihn kennen, ich will Ihnen aber auch sagen, welches seiner Stücke ich meine.« Er wählte seine Worte mit Bedacht, so daß sie nicht übermäßig ironisch klangen, aber doch klarmachten, daß er wußte, daß sie log. »Es geht darin um eine alte Dame, die als reiche Frau in ihre Heimatstadt zurückkehrt, um sich an ihrem einstigen Liebhaber zu rächen, der sie abgewiesen hatte, als sie noch ein junges Mädchen war. Ihr ganzes Leben, ihre Ehen, ihr finanzieller

Aufstieg hatten nur dem einen Ziel gegolten: sich an ihrer ersten Liebe zu rächen.

Von dieser Geschichte ausgehend entwickelte ich mein eigenes Spiel: Ich würde in einen abgelegenen Ort gehen, deren Bewohner ein Leben voller Freude, Frieden und Mitgefühl führen, und würde sehen, ob ich es schaffe, daß einige die wichtigsten Gebote brechen.«

Chantal wandte den Blick ab und schaute auf die Berge. Sie wußte, daß der Fremde gemerkt hatte, daß sie diesen Schriftsteller nicht kannte, und fragte sich bang, was nun kommen würde.

»In diesem Ort sind alle ehrlich, angefangen bei Ihnen«, fuhr der Fremde fort. »Ich habe Ihnen einen Goldbarren gezeigt, der Sie frei und unabhängig machen würde, so daß Sie von hier weggehen, durch die Welt reisen, endlich tun könnten, wovon junge Mädchen in entlegenen Bergdörfern immer träumen. Er wird hier liegenbleiben. Sie wissen, er gehört mir. Aber Sie können ihn auch stehlen, wenn Sie wollen. Damit werden Sie allerdings gegen eines der wichtigsten Gebote verstoßen: >Du sollst nicht stehlen.<«

Das Mädchen blickte dem Fremden ins Gesicht.

»Die anderen zehn Goldbarren wären genug, damit sämtliche Bewohner des Dorfes in ihrem Leben nie wieder arbeiten müßten«, fuhr er fort. »Ich habe Sie nicht gebeten, sie wieder mit Erde zu bedecken, weil ich sie an einen anderen Ort bringen werde, den nur ich kenne. Ich möchte, daß Sie zurück ins Dorf gehen und von den Goldbarren und von meinem Angebot erzählen, sie den Bewohnern von Bescos zu geben, wenn sie etwas tun, was sie niemals für möglich gehalten hätten.«

»Zum Beispiel?«

»Hier geht es nicht um ein Beispiel, sondern um etwas ganz Konkretes: Ich möchte, daß sie das Gebot >Du sollst nicht töten< brechen.«

»Was?«

Sie hatte die Frage geradezu herausgeschrien.

»Genau, Sie haben richtig gehört. Ich möchte, daß sie ein Verbrechen begehen.«

Der Fremde merkte, daß das Mädchen buchstäblich erstarrte; vielleicht würde sie jetzt gehen, ohne die Geschichte zu Ende zu hören. Er mußte ihr schnell seinen ganzen Plan offenbaren.

»Meine Frist beträgt eine Woche. Wenn am Ende der sieben Tage jemand im Dorf ermordet aufgefunden wird - es kann ein alter Mann sein, der zu nichts mehr nütze ist, ein unheilbar Kranker oder ein geistig Behinderter, der nur Arbeit macht: es ist gleichgültig, wer das Opfer ist -, dann gehört dieses Gold den Bewohnern von Bescos, und ich werde daraus schließen, daß wir alle schlecht sind. Wenn Sie jenen Goldbarren stehlen, der Ort aber der Versuchung widersteht, oder umgekehrt, werde ich daraus schließen, daß es gute und böse Menschen gibt, was mich vor ein ernstes Problem stellt, weil es einen Kampf auf spiritueller Ebene bedeutet, der von beiden Seiten gewonnen werden kann. Glauben Sie an Gott, an die Ebene der Spiritualität, Kämpfe zwischen Engeln und Dämonen?«

Das Mädchen schwieg, und ihm wurde klar, daß er diesmal die Frage zum falschen Zeitpunkt gestellt hatte. Womöglich machte es auf dem Absatz kehrt und ließ ihn nicht ausreden. Er mußte mit den ironischen Spielereien aufhören und die Sache direkt ansprechen:

»Wenn ich am Ende den Ort mit meinen elf Goldbarren wieder verlasse, dann hat sich all das, was ich glauben wollte, als Lüge erwiesen. Ich werde mit der Antwort sterben, die ich nicht haben wollte, weil das Leben einfacher wäre, wenn ich recht gehabt hätte, nämlich daß die Welt schlecht ist.

Mein Leid würde dadurch nicht aufhören, aber wenn auch alle anderen Menschen leiden, wird es erträglicher. Allerdings ist etwas falsch an der Schöpfung, wenn nur einige dazu verdammt sind, große Tragödien zu erleiden.«

Chantals Augen füllten sich mit Tränen. Doch sie beherrschte sich und fragte:.

»Warum tun Sie das? Warum mit meinem Dorf?«

»Es geht hier weder um Sie noch um Ihr Dorf, sondern einzig und allein um mich: Die Geschichte eines Menschen ist die Geschichte der ganzen Menschheit. Ich will wissen, ob wir gut oder schlecht sind. Wenn wir gut sind, ist Gott gerecht. Und er wird mir alles vergeben, was ich getan habe, was ich denen gewünscht habe, die mich zu zerstören versuchten, die falschen Entscheidungen, die ich in den wichtigsten Stunden getroffen habe, auch den Vorschlag, den ich Ihnen jetzt unterbreite - denn Gott war es, der mich auf die dunkle Seite gestoßen hat.

Wenn wir schlecht sind, dann ist alles erlaubt, dann habe ich nie eine falsche Entscheidung getroffen, dann sind wir bereits verdammt, und es ist ziemlich gleichgültig, was wir in diesem Leben tun, denn die Erlösung liegt jenseits des Denkens und des Handelns eines Menschen.«

Bevor Chantal gehen konnte, fügte er noch hinzu:

»Sie können beschließen, nicht mitzumachen. In diesem Fall werde ich allen sagen, daß ich Ihnen die Gelegenheit gegeben habe, allen zu helfen, Sie sich aber geweigert haben, und ich werde selber den Vorschlag machen. Wenn sie beschließen, jemanden zu töten, kann es durchaus sein, daß Sie dann das Opfer sein werden.«

Die Bewohner von Bescos gewöhnten sich an die Routine des Fremden: Er stand früh auf, nahm ein kräftiges Frühstück ein und brach dann zu seinen Wanderungen in die Berge auf, obwohl der Regen, der zwei Tage nach seiner Ankunft angefangen hatte, nicht wieder aufhörte, später zu Schneeregen mit einigen seltenen Aufheiterungen geworden war. Er aß nie zu Mittag, sondern kam erst am frühen Nachmittag ins Hotel zurück, schloß sich in seinem Zimmer ein, um, wie alle annahmen, zu schlafen.

Sobald es dunkel wurde, nahm er seine Wanderungen wieder auf, diesmal in der Umgebung des Ortes. Er kam immer als erster ins Restaurant, bestellte die leckersten Gerichte, wobei er sich vom Preis nicht irreführen ließ, wählte immer den besten Wein, der nicht unbedingt der teuerste war, rauchte eine

Zigarette und ging dann in die Bar, wo er sich schnell mit den Stammgästen anfreundete.

Er hörte gern die alten Dorflegenden, in denen von Generationen die Rede war, die einst Bescos bewohnt hatten (jemand sagte, daß der Ort früher einmal sehr viel größer gewesen sei als heute, wie die paar verfallenen Häuser am Rand des Dorfes bewiesen), Geschichten über die Gebräuche und den Aberglauben, die zum Leben der Menschen auf dem Lande gehörten, von moderner Landwirtschaft und dem Hüten des Viehs.

Als die Reihe an ihn kam, über sich zu sprechen, gab er ein paar widersprüchliche Geschichten zum besten, mal erzählte er, er sei Seemann gewesen, dann wieder sprach er von einer großen Waffenfabrik, die er geleitet haben wollte, oder davon, daß er sich eine Zeitlang auf der Suche nach Gott in ein Kloster zurückgezogen habe.

Auf dem Heimweg von der Bar diskutieren die Leute von Bescos darüber, ob er die Wahrheit gesagt oder gelogen hatte. Der Bürgermeister fand, daß ein Mann im Leben vielerlei sein könne, obwohl die Leute von Bescos von Kindesbeinen an wußten, wie ihr Leben aussehen würde. Der Priester hingegen meinte, der Ankömmling wirke verloren und verwirrt und sei hierhergekommen, um sich selber zu finden.

Das einzige, worin sie alle übereinstimmten, war, daß er mit Sicherheit nur sieben Tage bleiben würde. Die Hotelbesitzerin erzählte, daß sie mitgehört habe, wie er mit dem Flughafen der Hauptstadt telefoniert und seinen Abflug bestätigt hatte, merkwürdigerweise nach Afrika und nicht nach Südamerika. Anschließend hatte er ein Bündel Geldscheine aus der Tasche gezogen, um die Zimmermiete und die bereits eingenommenen und noch ausstehenden Mahlzeiten zu bezahlen, obwohl sie ihm mehrfach versicherte, sie habe ganzes Vertrauen in ihn. Da der Fremde nicht lockerließ, schlug die Frau vor, er solle doch wie die anderen Gäste mit der Kreditkarte bezahlen und das Bargeld für alle Fälle behalten. Ihr lag auf der Zunge hinzuzufügen: »Vielleicht nehmen die ja in Afrika keine Kreditkarten«, sie wollte aber nicht zeigen, daß sie das

Telefongespräch mitgehört hatte und Afrika für unterentwickelt hielt.

Der Fremde dankte ihr für ihre Fürsorge, lehnte aber höflich ab.

An den drei folgenden Abenden gab er - jeweils in bar - für alle eine Runde aus. Das war in Bescos noch nie passiert, und so vergaßen sie gern seine widersprüchlichen Geschichten und sahen in ihm nur noch den großzügigen, freundlichen, vorurteilsfreien Menschen, der Bauern genauso behandelte wie die Leute aus der großen Stadt.

Die Diskussionen der Stammgäste bekamen jetzt ein anderes Thema: Wenn die Bar zumachte, gaben immer mehr Dorfbewohner dem Bürgermeister recht, der sagte, der Fremde sei ein welterfahrener Mann, der eine gute Freundschaft zu würdigen wisse. Andere hingegen waren eher der Meinung des Priesters, weil der sich in Fragen, die die menschliche Seele betrafen, besser auskannte. Für sie war er ein einsamer Mann auf der Suche nach neuen Freunden oder einer neuen Sicht des Lebens. Sei es, wie es wolle, sie hielten ihn alle für einen angenehmen Zeitgenossen, und die Bewohner von Bescos waren überzeugt, daß sie den Mann bestimmt vermissen würden, wenn er am nächsten Montag wieder abreiste.

Zudem war er ein äußerst zurückhaltender Mensch, was alle an einem wichtigen Detail festmachten. Fremde, vor allem wenn sie allein reisten, machten sich immer an Chantal Prym heran, das Mädchen, das in der Bar servierte. Vielleicht suchten sie eine flüchtige Romanze, wer weiß. Dieser Mann hingegen wandte sich nur an sie, um Getränke zu bestellen, und bedachte Chantal niemals mit verführerischen oder lüsternen Blicken.

In den drei Nächten, die auf das Treffen am Bach folgten, bekam Chantal praktisch kein Auge zu. Das Unwetter, das mal abflaute und dann wieder stärker wurde, rüttelte an den metallenen Rolläden und machte einen beängstigenden Lärm. Sie wachte immer wieder schweißgebadet auf, obwohl sie die Heizung wegen des Strompreises nachts immer abdrehte.

In der ersten Nacht war das Gute bei ihr. Zwischen den Alpträumen, an deren Inhalt sie sich nicht erinnern konnte, betete sie zu Gott und bat Ihn um Hilfe. Es kam ihr niemals in den Sinn, etwas von dem, was sie gehört hatte, weiterzuerzählen und sich zur Sendbotin der Sünde und des Todes zu machen.

Irgendwann fand sie, Gott sei zu weit entfernt, um sie hören zu können, und fing daher an, zu ihrer Großmutter zu beten, die vor einiger Zeit gestorben war. Sie hatte sie aufgezogen, nachdem ihre Mutter im Kindbett gestorben war. Mit aller Kraft klammerte sie sich an den Gedanken, daß das Böse schon einmal hier gewesen und für immer gegangen war.

Trotz ihrer persönlichen Probleme wußte Chantal, daß sie in einem Ort von ehrbaren Männern und Frauen lebte, die ihre Pflicht erfüllten, Menschen, die erhobenen Hauptes gingen und in der ganzen Gegend geachtet wurden. Aber das war nicht immer so gewesen. Bescos war zwei Jahrhunderte lang vom Schlimmsten beherrscht worden, was die Menschheit hervorgebracht hatte, und alle hatten dies als etwas ganz Natürliches hingenommen, weil sie es für die Folgen eines Fluches hielten, den die Kelten ausgesprochen hatten, nachdem sie von den Römern besiegt worden waren.

Bis das Schweigen und der Mut eines einzelnen Mannes - eines, der nicht an Flüche, sondern nur an Segnungen glaubte - sein Volk erlöst hatte. Chantal lauschte dem Scheppern der metallischen Rolläden und erinnerte sich an die Stimme ihrer Großmutter, wie sie ihr erzählte, was sich einst zugetragen hatte.

»Vor vielen Jahren lebte hier in der Gegend in einer Höhle ein Eremit, der später als der heilige Savinus bekannt werden sollte. Damals war Bescos ein Grenzposten, der von Banditen nur so wimmelte, die sich auf der Flucht vor der Justiz befanden, und von Schmugglern, Prostituierten, Abenteurern, die auf der Suche nach Gleichgesinnten waren, von Mördern, die sich hier zwischen zwei Morden ausruhten. Der schlimmste aber war ein Araber namens Ahab, der das Dorf und das Umland unter Kontrolle hatte und der den Bauern, die trotz

allem darauf bestanden, auf ehrbare Weise zu leben, Steuern abpreßte.

Eines Tages stieg Savinus aus seiner Höhle herab und begab sich zu Ahabs Haus und bat, dort übernachten zu dürfen. Ahab lachte: >Wißt Ihr nicht, daß ich ein Mörder bin, daß ich schon mehreren Landsleuten die Kehle durchgeschnitten habe und Euer Leben mir nichts wert ist?<

>Doch<, antwortete Savinus. >Aber ich bin es müde, in jener Höhle zu leben. Ich würde zu gern wenigstens eine Nacht hier verbringen.<

Ahab wußte um den Ruhm des Heiligen, der genauso groß war wie sein eigener, und er ärgerte sich, denn er hatte keine Lust, seinen Ruhm mit jemand so Schwachem zu teilen. Daher beschloß er ihn noch in derselben Nacht umzubringen, um allen zu zeigen, daß er der einzige und wahre Herr im Ort war.

Sie kamen ins Plaudern, und Ahab war von den Worten des Heiligen beeindruckt. Aber er war ein mißtrauischer Mensch und glaubte nicht mehr an das Gute. Er wies Savinus einen Platz an, wo er sein Lager aufschlagen konnte, und wetzte drohend sein Messer. Savinus aber schloß, nachdem er ihm eine Weile zugesehen hatte, die Augen und schlief ein.

Ahab wetzte die ganze Nacht sein Messer. Morgens, als Savinus erwachte, fand er ihn weinend neben sich.

>Ihr habt weder Angst vor mir, noch habt Ihr mich verurteilt. Zum ersten Mal hat jemand die Nacht an meiner Seite verbracht, der darauf vertraute, daß ich ein guter Mensch sein könnte, der denen Gastfreundschaft gewährt, die es verdienen. Weil Ihr daran glaubtet, daß ich mich richtig verhalten könnte, habe ich es auch getan.<

Von diesem Tag an gab Ahab sein verbrecherisches Leben auf. Damit veränderte sich auch die Gegend, und Bescos war nicht länger ein Grenzposten voller zwielichtiger Gestalten, sondern wurde zu einem wichtigen Umschlagplatz für den Handel zwischen zwei Ländern.«

»Ja, so war es.«

Chantal brach in Tränen aus, dankte ihrer Großmutter dafür, daß sie sie an diese Geschichte erinnert hatte. Die Leute aus ihrem Dorf waren gute Menschen, sie konnte auf sie vertrauen. Während sie wieder einzuschlafen versuchte, begann sie mit dem Gedanken zu spielen, den anderen von dem Vorschlag, den ihr der Fremde gemacht hatte, zu erzählen, und sei es nur, um dessen erschrockenes Gesicht zu sehen, wenn ihn die Bewohner von Bescos aus dem Ort jagten.

Am nächsten Tag wunderte sie sich, als sie ihn das Restaurant im hinteren Teil des Hotels verlassen und in den Teil kommen sah, in dem sich die Bar, der Empfang und der kleine Laden mit den Naturprodukten befanden; dort versuchte er mit den Leuten wie ein ganz gewöhnlicher Tourist ein Gespräch anzufangen und tat so, als interessiere er sich für absolut unnütze Themen, zum Beispiel wie man Schafe schert oder wie man Fleisch räuchert.

Die Bewohner von Bescos glaubten immer, alle Auswärtigen seien vom gesunden, natürlichen Leben, das sie führten, fasziniert, und ergingen sich daher immer wieder in denselben Geschichten darüber, wie gut es sei, fern der modernen Zivilisation zu leben, und schmückten diese sogar noch aus. Dabei wäre jeder von ihnen im Grunde seines Herzens am liebsten weit weg von hier gewesen und hätte ein Leben inmitten von Autos, die die Luft verpesten, und Vierteln, in denen man nicht sicher war, allein nur deshalb vorgezogen, weil die großen Städte auf die Menschen vom Lande nun einmal eine unglaubliche Anziehungskraft hatten.

Jedem Gast erzählten sie aber, wie glücklich sie seien, in einem verlorenen Paradies zu leben, und versuchten sich selbst einzureden, daß es ein Wunder war, hier geboren zu sein.

Allerdings vergaßen sie dabei, daß bislang noch kein Hotelgast beschlossen hatte, alles aufzugeben und nach Bescos zu ziehen.

Der Abend verlief vergnügt und fröhlich, bis der Fremde eine Bemerkung machte, die er besser unterlassen hätte:

»Die Kinder hier sind sehr wohlerzogen. Anders als an anderen Orten, in denen ich gewesen bin, habe ich sie morgens nie herumschreien hören.«

Nach einem peinlichen Schweigen - denn in Bescos gab es keine Kinder - fragte ihn jemand, wie ihm das typische Gericht geschmeckt habe, das er gerade gegessen hatte, und das Gespräch drehte sich wie immer um die Vorteile des Landlebens und die Nachteile der Großstadt.

Je mehr Zeit verstrich, desto nervöser wurde Chantal, weil sie fürchtete, der Fremde könnte sie bitten, von der Begegnung im Wald zu erzählen. Doch der Fremde sah sie nicht einmal an und richtete das Wort nur einmal an sie, als er für alle Anwesenden eine Runde bestellte, die er bar bezahlte.

Als die Gäste gegangen waren und der Fremde in sein Zimmer hinaufgestiegen, nahm Chantal die Schürze ab und zündete sich eine Zigarette aus einer Packung an, die jemand auf dem Tisch vergessen hatte. Nachdem sie sich mit der Hotelbesitzerin darauf verständigt hatte, daß sie am nächsten Morgen aufräumen und saubermachen würde, da sie nach einer fast schlaflosen Nacht todmüde sei, nahm Chantal ihren Mantel und trat in die kühle Nachtluft hinaus.

Bis zu ihrem Zimmer hatte sie nur zwei Minuten zu gehen, und während sie den Regen auf ihr Gesicht fallen ließ, ging ihr durch den Kopf, daß dies alles vielleicht nur eine verrückte Idee war, die makabre Art des Fremden, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Da fiel ihr das Gold wieder ein: Sie hatte es mit eigenen Augen gesehen.

Vielleicht war es ja gar kein Gold. Doch sie war zu müde, um darüber nachzudenken, und zog sich in ihrem Zimmer sofort aus und schlüpfte unter die Bettdecke.

In der zweiten Nacht waren das Gute und das Böse bei Chantal. Sie fiel in einen tiefen, traumlosen Schlaf, wachte aber schon nach einer Stunde wieder auf. Draußen war alles still. Kein Wind rüttelte an den Metalljalousien, die Tiere der Nacht

gaben keinen Mucks von sich - nichts, absolut gar nichts wies darauf hin, daß sie sich noch in der Welt der Lebenden befand.

Sie trat ans Fenster und schaute hinunter auf die verlassene Straße, auf den Nieselregen, auf den vom Licht des Hotelschildes nur schwach beleuchteten Dunst, und der Ort sah noch finsterer aus als sonst. Sie kannte diese Stille von Provinzstädten sehr gut, die mitnichten Frieden und Ruhe bedeutete, sondern nur das Fehlen von Neuem, das gesagt werden könnte.

Sie schaute zu den Bergen hinüber. Sie konnte sie nicht sehen, da die Wolken sehr tief hingen, aber sie wußte, daß irgendwo ein Goldbarren versteckt war. Oder besser gesagt: etwas Gelbes in Form eines Ziegelsteins, das ein Fremder dort hinterlassen hatte. Er hatte ihr den genauen Platz gezeigt, sie fast gebeten, das Metall auszugraben und es zu behalten.

Sie legte sich wieder ins Bett, wälzte sich von einer Seite zur anderen, stand wieder auf und ging ins Badezimmer, wo sie traurig ihren nackten Körper im Spiegel betrachtete, der bald schon nicht mehr so attraktiv sein würde. Zurück im Bett, bereute sie, die Packung Zigaretten, die jemand auf dem Tisch vergessen hatte, nicht mitgenommen zu haben. Aber sie wußte auch, daß sie der Besitzer bestimmt abholen kommen würde, und wollte nicht, daß jemand sie für eine Diebin hielt. Bescos war nun einmal so: Eine halbleere Schachtel, ein von einer Jacke gefallener Knopf, alles mußte aufbewahrt werden, bis jemand kam und danach fragte, und selbst das Wechselgeld mußte auf den Centavo genau herausgegeben werden, man durfte eine Summe nie aufrunden. Ein verfluchter Ort, an dem alles vorhersehbar, durchorganisiert und vertrauenerweckend war.

Als sie merkte, daß der Schlaf nicht kommen würde, betete sie wieder und versuchte an ihre Großmutter zu denken, doch sie sah immer nur die eine Szene: das offene Loch, das mit Erde beschmutzte Metall, den Ast, den sie in ihrer Hand hielt wie den Stab einer Pilgerin, die bereit zum Aufbruch war. Sie döste und wachte immer wieder auf, Doch draußen blieb es still.

Daher zog sie sich noch vor Tagesanbruch an und verließ das Haus.

Obwohl sie in einem Dorf lebte, wo alle im Morgengrauen aufstanden, war es für die anderen noch zu früh. Sie ging durch die menschenleere Straße, wobei sie sich immer wieder vergewisserte, daß der Fremde ihr nicht folgte. Der Nebel ließ sie nur wenige Meter weit sehen. Hin und wieder blieb sie stehen, horchte nach Schritten, doch alles, was sie hörte, war ihr wild schlagendes Herz.

Sie betrat den Wald und ging bis zur y-förmigen Felsformation, die so aussah, als könnten die Steine jeden Augenblick herunterstürzen, nahm den Ast, den sie tags zuvor dort hatte liegenlassen, grub an der Stelle, die der Fremde ihr gezeigt hatte, und zog alsbald den ziegelsteinförmigen Barren heraus. Etwas fiel ihr auf: Auch mitten im Wald herrschte Stille, als hätte eine Geisterhand die Tiere erstarren lassen, selbst an den Bäumen regte sich kein Blatt.

Sie wunderte sich über das Gewicht des Metalls in ihrer Hand. Sie reinigte es, sah ein paar Markierungen, zwei Stempel und eine Reihe eingravierter Zahlen, die sie zu entziffern versuchte, was ihr nicht gelang.

Wieviel Geld das wohl wert war? Sie wußte es nicht genau, aber wie der Fremde gesagt hatte, war es bestimmt genug, damit man für den Rest seines Lebens ausgesorgt hatte. Sie hielt ihren Traum in Händen, etwas, was sie schon immer gewünscht hatte und was ein Wunder zu ihr gebracht hatte. Hier war die Chance, sich vom ewigen Einerlei von Bescos zu befreien: von dem Hinundherpendeln zwischen ihrem Zimmer und dem Hotel, in dem sie arbeitete, seit sie volljährig war; von den alljährlichen Besuchen der Freunde und Freundinnen, die weggegangen waren, weil ihre Eltern sie weit weggeschickt hatten, damit sie Karriere machten; von dem Verlassenwerden, an das sie sich gewöhnt hatte; von den Männern, die ankamen und alles versprachen und die tags darauf abreisten, ohne sich zu verabschieden; von allen Abschieden und Nichtabschieden, an die sie sich schon gewöhnt hatte. Dieser Augenblick hier im Wald war der wichtigste in ihrem Leben.

Das Leben war immer ungerecht zu ihr gewesen. Ihr Vater war unbekannt, ihre Mutter im Kindbett gestorben und hatte sie als Zeugin ihrer Schmach zurückgelassen. Ihre Großmutter war Bäuerin gewesen, verdiente sich ein Zugeld als Schneiderin und legte jeden Centavo zur Seite, damit ihre Enkelin solange zur Schule gehen konnte, bis sie richtig Lesen und Schreiben gelernt hatte. Chantal hatte immer viele Träume gehabt und glaubte fest daran, daß sie die Herausforderungen meistern, einen Mann finden, eine Anstellung in einer großen Stadt bekommen, von irgendeinem Talentsucher entdeckt werden würde, der vom anderen Ende der Welt ins Dorf kam, um sich auszuruhen; daß sie beim Theater Karriere machen, ein Buch schreiben, das ein großer Bestseller wurde, das Geschrei der Fotografen hören, die baten, für sie zu posieren, über die roten Teppiche des Lebens schreiten würde.

Jeder Tag war ein Tag des Wartens. Jede Nacht war eine Nacht, in der jemand kommen könnte, der ihren wahren Wert erkannte. Jeder Mann in ihrem Bett war die Hoffnung, am nächsten Morgen aufzubrechen und niemals mehr diese drei Straßen zu sehen, die aus Steinen geschichteten Häuser, die Schieferdächer, die Kirche mit dem angrenzenden Friedhof, das Hotel mit seinem Lädchen für Naturprodukte, deren Herstellung Monate dauerte und die dann für denselben Preis verkauft wurden wie Industrieprodukte.

Irgendwann hatte sie sich vorgestellt, die Kelten, die ursprünglichen Bewohner des Ortes, hätten einen riesigen Schatz versteckt und sie hätte ihn schließlich gefunden. Nun gut, von allen ihren Träumen war dies der absurdeste, der unwahrscheinlichste gewesen.

Aber jetzt saß sie da mit dem Goldbarren, dem Schatz, an den sie in Wahrheit nie geglaubt hatte und der ihr endgültig die Freiheit bringen könnte.

Panik ergriff sie bei dem Gedanken, daß das einzige Glück in ihrem Leben noch am selben Abend zerronnen sein könnte. Und wenn der Fremde es sich nun anders überlegte? Wenn er beschloß, einen anderen Ort zu suchen, wo er eine Frau fand, die eher bereit war, ihn bei seinem Plan zu unterstützen?

Warum stand sie nicht einfach auf, kehrte in ihr Zimmer zurück, packte die wenigen Habseligkeiten in den Koffer und ging einfach weg?

Sie stellte sich vor, wie sie den steilen Hang hinunterging, unten an der Straße ein Auto anhielt, während der Fremde zu seiner Morgenwanderung aufbrach und feststellte, daß sein Gold gestohlen worden war. Sie würde zur nächsten Stadt fahren, er ins Hotel zurückkehren und die Polizei rufen.

Chantal würde sich für die Mitfahrgelegenheit bedanken und direkt zum Schalter am Omnibusbahnhof gehen, eine Fahrkarte in einen fernen Ort kaufen. In diesem Augenblick würden zwei Polizisten auf sie zutreten, sie freundlich bitten, den Koffer aufzumachen. Sobald sie den Inhalt sahen, würde die Freundlichkeit wie weggeblasen sein: Sie war die Frau, nach der seit drei Stunden gefahndet wurde.

Auf der Wache hätte Chantal die Wahl: die Wahrheit zu sagen, die ihr niemand abnehmen würde, oder einfach behaupten, sie habe den aufgewühlten Boden gesehen, nachgegraben und das Gold gefunden. Irgendwann hatte ein Goldgräber, der nach verborgenen Schätzen der Kelten suchte, eine Nacht in ihrem Bett verbracht. Er hatte ihr erzählt, rechtlich sei der Fall ganz klar. Er könne alles behalten, was er fand, müßte nur Funde von historischem Wert bei einer Behörde registrieren lassen. Doch dieser Goldbarren hatte keinen historischen Wert, er war modern, hatte Marken und Stempel und eingedruckte Nummern.

Der Polizist würde den Fremden verhören. Er könnte nicht beweisen, daß sie in sein Zimmer gekommen war und ihm sein Eigentum gestohlen hatte. Ihr Wort würde gegen seines stehen, aber weil er mächtiger war, Beziehungen zu wichtigen Leuten hatte, würde sie am Ende den kürzeren ziehen. Chantal würde ihrerseits die Polizei bitten, den Goldbarren zu untersuchen, und sie würden aufgrund der Erdkrumen herausfinden, daß sie die Wahrheit sagte.

Mittlerweile würde die Geschichte bereits in Bescos die Runde machen und der eine oder andere Neider schadenfroh

anmerken, an dem Gerücht, Chantal schliefe mit den Hotelgästen, sei eben doch etwas dran; vielleicht hätte sie ihn ja nachts im Schlaf bestohlen.

Der Fall würde auf lächerliche Weise zu Ende gehen: Der Goldbarren würde beschlagnahmt werden, bis die Justiz den Fall geklärt hatte, Chantal würde erniedrigt und ruiniert per Anhalter nach Bescos zurückkehren, wo man dann jahrzehntelang über sie herziehen würde, bis man auch das vergaß. Später würde sie herausfinden, daß Gerichtsverfahren niemals zu etwas führten; die Anwälte kosteten Geld, das sie nicht hatte, und sie würde vom Prozeß zurücktreten.

Unter dem Strich hieß das für sie: Ihr guter Ruf und das Gold wären futsch...

Es gab noch eine dritte Variante: nämlich daß der Fremde die Wahrheit sagte. Wenn Chantal das Gold stahl und sofort aufbrach, würde sie den Ort dann nicht vor einem größeren Unglück bewahren?

Sie wußte jedoch bereits, bevor sie das Haus verließ und zum Berg ging, daß sie dazu außerstande war. Warum hatte sie in genau diesem Augenblick, in dem sie ihr Leben vollständig ändern könnte, solche Angst? Schlief sie nicht auch sonst manchmal mit Männern, auf die sie keine Lust hatte, und machte sie nicht hin und wieder Andeutungen, damit die Gäste ihr ein gutes Trinkgeld gaben? Log sie nicht manchmal? War sie etwa nicht neidisch auf ihre alten Freunde, die jetzt nur an Weihnachten nach Bescos kamen, um ihre Verwandten zu besuchen?

Ihre Hände hielten das Gold umklammert, und als sie sich aufrichtete, taumelte sie. Verzweifelt legte sie es wieder in das Loch zurück und bedeckte es mit Erde. Sie konnte das Gold nicht nehmen: nicht aus Ehrlichkeit, sondern aus Angst. Sie hatte herausgefunden, daß es zwei Dinge gibt, die einen Menschen daran hindern, seine Träume zu verwirklichen: der Glaube, sie seien ohnehin unerfüllbar, oder wenn diese durch eine unerwartete Drehung des Schicksalsrades plötzlich doch erfüllbar werden. In solchen Augenblicken bekommt man Angst

vor einem Weg, von dem man nicht weiß, wohin er führt, vor einem Leben voller unbekannter Herausforderungen, davor, daß vertraute Dinge für immer verschwinden könnten.

Der Mensch will immer, daß alles anders wird, und gleichzeitig will er, daß alles beim alten bleibt. Chantal hatte nie recht verstanden, warum das so war, aber genau das geschah jetzt mit ihr. Vielleicht hing sie zu sehr an Bescos, war an ihr Versagen gewohnt und jede Chance auf einen Sieg zu belastend für sie.

Bestimmt hatte der Fremde ihr Schweigen satt und wählte noch heute abend jemand anderen. Aber sie war zu feige, ihr Schicksal zu ändern.

Die Hände, die das Gold berührt hatten, mußten nun wieder Besen, Schwamm und Staubtuch halten. Chantal kehrte dem Schatz den Rücken zu und ging in den Ort zurück, wo die Hotelbesitzerin sie bereits ungeduldig erwartete, da Chantal versprochen hatte, die Bar aufzuräumen, bevor der einzige Gast des Hotels erwachte.

Chantals Befürchtungen bewahrheiteten sich nicht: Der Fremde reiste nicht ab. Sie sah ihn am Abend in der Bar, wo er, verführerischer denn je, Geschichten erzählte, die vielleicht nicht ganz wahr waren, die er aber zumindest in seiner Phantasie intensiv auslebte. Wieder begegneten sich ihre Blicke nur ganz beiläufig, als er die Getränke bezahlte, die er den Stammgästen spendierte.

Chantal war erschöpft. Sie drückte insgeheim die Daumen, daß alle früh gehen würden, aber der Fremde hatte

sich in Fahrt geredet und wollte nicht aufhören mit seinen Erzählungen, die die ändern aufmerksam, interessiert und mit jener Unterwürfigkeit anhörten, die die Bauern allen Großstädtern entgegenbringen, weil sie sie für gebildeter, klüger, intelligenter, moderner halten.

>Dummköpfe<, dachte sie bei sich. >Sie begreifen gar nicht, wie wichtig sie sind. Sie wissen nicht, daß, wo immer auf der Welt jemand eine Gabel in den Mund steckt, er dies nur tun kann, weil Menschen wie wir in Bescos von morgens bis

abends schuften und unsere Äcker bestellen und uns um unser Vieh kümmern. Wir sind wichtiger für die Welt als die Leute in den großen Städten, und trotzdem fühlen wir uns ihnen gegenüber minderwertig und zu nichts nütze.<

Der Fremde hingegen wollte den Dorfbewohnern zeigen, daß seine Bildung mehr wert war als ihre ganze Plackerei. Er wies auf ein Bild an der Wand:

»Wißt ihr, was das ist? Eines der berühmtesten Bilder der Welt: das letzte Abendmahl von Jesus und seinen Jüngern, gemalt von Leonardo da Vinci.«

»So berühmt kann es nun doch wieder nicht sein«, sagte die Hotelbesitzerin. »Es war ganz billig.«

»Das ist nur eine Reproduktion. Das echte Bild befindet sich in einer Kirche sehr weit von hier. Aber es gibt dazu eine Geschichte. Wollt ihr sie hören?«

Alle nickten, und wieder einmal schämte sich Chantal, daß sie einem Mann zuhören mußte, der mit seinem unnützen Wissen angab.

»Als er dieses Bild malte, sah sich Leonardo da Vinci vor eine große Schwierigkeit gestellt. Er mußte das Gute in der Gestalt Jesu und das Böse in der Gestalt des Judas darstellen, Christi Freund, der während des letzten Abendmahls beschließt, ihn zu verraten. Er unterbrach seine halbfertige Arbeit und machte sich auf die Suche nach möglichen Modellen für diese zwei Figuren.

Eines Tages sah er bei einem Chorkonzert einen jungen Choristen, der für ihn das vollkommene Bildnis Christi verkörperte. Er lud ihn in sein Atelier und machte Studien und Skizzen von ihm.

Drei Jahre vergingen. Das >Abendmahl< war fast fertig, doch das ideale Modell für den Judas hatte Leonardo noch immer nicht gefunden. Der Kardinal, der für die Kirche zuständig war, drängte den Maler, das Wandbild schnellstmöglich zu vollenden.

Nachdem er erneut viele Tage gesucht hatte, traf der Maler auf einen verlebten und zerlumpten Mann, der betrunken im Rinnstein lag. Er bat seine Gehilfen, ihn direkt in die Kirche zu bringen, da er keine Zeit mehr hatte, um Skizzen anzufertigen.

Der Bettler begriff nicht, wie ihm geschah. Die Gehilfen hielten ihn aufrecht, während Leonardo die Züge der Gottlosigkeit, der Sünde, des Egoismus malte, die sich in dem Gesicht so deutlich abzeichneten.

Als er fertig war, öffnete der Bettler, der inzwischen wieder nüchtern war, die Augen und sah das Bild vor sich. Und sagte mit einer Mischung aus Erstaunen und Traurigkeit:

>Dieses Bild habe ich schon einmal gesehen!<

>Wann?< fragte Leonardo überrascht.

>Vor drei Jahren, bevor ich alles verlor, was ich besaß. Damals sang ich in einem Chor, hatte viele Träume, und Sie luden mich ein, um für das Gesicht Jesu Modell zu stehen.<«

Der Fremde machte eine lange Pause. Er starrte den Priester an, der sein Bier trank, aber Chantal wußte, daß die Worte, die er sagte, an sie gerichtet waren.

»Oder anders gesagt, das Gute und das Böse haben dasselbe Gesicht, es hängt alles nur davon ab, wann sie den Weg eines jeden Menschen kreuzen.«

Er erhob sich, entschuldigte sich damit, daß er müde sei, und ging auf sein Zimmer. Alle zahlten und blieben beim Hinausgehen kurz vor der billigen Reproduktion des berühmten Bildes stehen, wobei sie sich fragten, in welcher Phase ihres Lebens sie wohl von einem Engel oder von einem Dämon berührt worden waren. Stillschweigend kamen alle zu dem Schluß, daß dies in Bescos weit zurückliegen mußte, bevor Ahab die Gegend befriedet hatte. Jetzt war ein Tag wie der andere, und heute unterschied sich in nichts von morgen.

Chantal konnte sich vor Erschöpfung kaum noch auf den Beinen halten und räumte und spülte fast mechanisch. Dennoch wußte sie, daß sie als einzige anders dachte, weil die verführerische Pranke des Bösen ihr Gesicht liebkost hatte.

>Das Gute und das Böse haben dasselbe Gesicht, es hängt alles nur davon ab, wann sie den Weg eines jeden Menschen kreuzen.< Schöne Worte, vielleicht sogar wahre Worte, aber im Moment konnte sie nur an Schlaf denken und an sonst gar nichts.

Am Ende war sie so müde, daß sie einem Kunden aus Versehen zuwenig Wechselgeld herausgab, was ihr sonst nie passierte. Sie entschuldigte sich automatisch, ohne sich wirklich schuldig zu fühlen. Tapfer hielt sie durch, bis auch die allerletzten - der Priester und der Bürgermeister -, endlich das Lokal verließen. Dann schloß sie die Kasse ab, nahm ihre Sachen, zog die billige Wolljacke über und ging den gewohnten Weg nach Hause.

In der dritten Nacht war das Böse bei ihr. Und das Böse kam in Form einer ungeheuren Müdigkeit und eines hohen Fiebers, die sie wie betäubt daliegen, aber nicht einschlafen ließen, während draußen ein Wolf ums Haus heulte. Manchmal hatte sie das Gefühl, daß sie delirierte, weil es ihr so vorkam, als sei das Tier in ihr Zimmer gekommen und spreche in einer für sie unverständlichen Sprache mit ihr. In einem lichten und wachen Moment versuchte sie aufzustehen und zur Kirche zu gehen, um den Priester zu bitten, einen Arzt zu rufen, denn sie war krank, schwer krank. Doch sowie sie ihre Absicht in die Tat umsetzen wollte, gaben die Beine unter ihr nach, und sie konnte keinen Schritt vor den anderen tun.

Die Kirche hätte sie jedenfalls nie erreicht. Und selbst wenn, hätte sie fieberheiß und gleichzeitig schlotternd vor Kälte draußen warten müssen, bis der Priester aufwachte, sich anzog und das Tor öffnete, so daß sie womöglich an dem heiligen Ort elendiglich umgekommen wäre.

>So brauchten sie mich wenigstens nicht zum Friedhof zu tragen, denn da wäre ich ja praktisch schon.<

Chantal verbrachte die ganze Nacht im Delirium, und das Fieber ließ erst nach, als das Morgenlicht in ihr Zimmer schien. Gerade als sie sich wieder etwas kräftiger fühlte und endlich einschlafen konnte, ertönte die vertraute Hupe des

Bäckerwagens, der in Bescos angekommen war: Zeit fürs Frühstück.

Keiner zwang sie, hinunterzugehen und Brot zu kaufen. Heute mußte sie erst am Abend wieder zur Arbeit und konnte so lange im Bett bleiben, wie sie wollte. Doch etwas hatte sich verändert. Sie brauchte den Kontakt zu den anderen, um nicht ganz verrückt zu werden. Sie wollte die ändern treffen, die sich jetzt um den kleinen grünen Lieferwagen drängten und fröhlich ihr Kleingeld hinstreckten, weil ein neuer Tag begann und sie etwas zu tun und zu essen bekamen.

Sie ging hinunter, begrüßte alle und mußte sich Bemerkungen anhören wie >Du siehst aber müde aus< oder >Ist etwas passiert?< Sie meinten es gut mit ihr und boten ihr großzügig ihre Hilfe an. Derweil lag ihre Seele in einem pausenlosen Kampf um Träume, Abenteuer, Angst und Macht. Wie gern hätte sie ihr Geheimnis mit den anderen geteilt, doch wenn sie es auch nur einer einzigen Person sagte, wußte es der Rest des Ortes, noch ehe der Vormittag um war. Da nahm sie die freundliche Anteilnahme lieber dankend an und wartete, bis sie ihre Gedanken etwas geordnet hatte.

»Es ist nichts weiter. Ein Wolf hat die ganze Nacht geheult und mich nicht schlafen lassen.«

»Ich habe keinen Wolf heulen hören«, sagte die Hotelbesitzerin, die auch gerade ihr Brot kaufte.

»Seit Monaten war kein Wolf mehr in der Gegend«, stimmte ihr die Frau aus dem kleinen Laden neben der Bar zu. »Die Jäger haben sie fast ausgerottet. Um so schlimmer für uns, denn seither finden die Jäger die Wolfsjagd erst recht spannend. Sie lieben diesen nutzlosen Wettstreit: Wer schafft es, das schwierigste Tier zu töten?«

»Sagen Sie bloß nicht laut, daß keine Wölfe mehr in der Gegend sind, solange der Bäcker da ist«, gab Chantals Chefin leise zurück. »Wenn das bekannt wird, kommt womöglich gar niemand mehr nach Bescos.«

»Aber ich habe einen Wolf gehört.«

»Das wird der verfluchte Wolf gewesen sein«, meinte die Bürgermeistersfrau. Chantal mochte sie nicht besonders, war aber so wohlerzogen, ihre Gefühle nicht zu zeigen.

»Es gibt keinen verfluchten Wolf, und damit basta«, zischte die Hotelbesitzerin. »Das war irgendein Wolf, und wahrscheinlich ist er inzwischen tot.«

Die Bürgermeistersfrau gab sich noch nicht geschlagen.

»Ob es ihn nun gibt oder nicht, wir alle wissen, daß heute nacht kein Wolf geheult hat. Sie lassen das Mädchen bis in die Puppen arbeiten, sie ist einfach erschöpft und bekommt vor lauter Müdigkeit bereits Halluzinationen.«

Chantal überließ die beiden ihrem Streit, nahm ihr Brot und entfernte sich.

>Nutzloser Wettstreits dachte sie und erinnerte sich an die Bemerkung der Lebensmittelhändlerin. So betrachteten sie das Leben: als unnötigen Wettstreit. Sie hätte beinahe an Ort und Stelle den Vorschlag des Fremden preisgegeben, nur um zu sehen, wie diese bequemen und im Geiste armen Menschen einen wirklich nützlichen Wettstreit begannen. Für ein einfaches Verbrechen zehn Goldbarren, die die Zukunft ihrer Kinder und Kindeskinder und Bescos' neuerlichen Ruhm - mit oder ohne Wolf - sicherten.

Aber sie hielt sich im Zaum. Gleichzeitig beschloß sie, die Geschichte noch am selben Abend in der Bar zu erzählen, vor allen, so daß keiner sagen konnte, er habe sie nicht gehört oder nicht verstanden. Womöglich würden sie sich dann auf den Fremden stürzen und ihn direkt zur Polizei bringen und ihr so die Freiheit geben, ihren Goldbarren als Belohnung für die der Gemeinschaft geleistete Arbeit zu nehmen. Vielleicht würden sie es aber einfach nicht glauben, und der Fremde würde in der Überzeugung fortgehen, alle seien gut - was nicht der Wahrheit entsprach.

>Alle sind so ignorant, naiv, angepaßt. Alle glauben nicht an Dinge, die sie zu glauben nicht gewohnt sind. Alle haben Angst vor Gott. Wir alle - auch ich - sind in dem Augenblick feige, in dem wir unser Leben ändern könnten. Wahre Güte jedoch gibt

es nicht. Weder auf Erden bei den feigen Menschen noch im Himmel des Allmächtigen Gottes, der Leid aussät, wie es gerade kommt, nur damit wir ihn ein Leben lang bitten, uns von dem Bösen zu erlösen.<

Es war kälter geworden, und Chantal hatte drei Nächte nicht geschlafen; doch als sie ihr Frühstück bereitete, fühlte sie sich besser denn je. Sie war nicht der einzige feige Mensch. Vielleicht war sie sich als einzige ihrer Feigheit bewußt, weil die anderen das Leben einen »unnötigen Wettkampf« nannten und ihre Angst mit Großzügigkeit verwechselten.

Unwillkürlich mußte sie an einen Mann denken, der in der Apotheke im Nachbarort gearbeitet und nach zwanzig Jahren seine Stelle dort verloren hatte: Er hatte nicht einmal eine Abfindung verlangt, angeblich, weil er mit den Besitzern befreundet war und sie nicht verletzen wollte, weil die Kündigung aufgrund einer finanziellen Notlage erfolgt war. Alles Lüge: Der Mann war nicht vor Gericht gegangen, weil er zu feige war und um jeden Preis geliebt werden wollte; seine Arbeitgeber sollten ihn unbedingt als einen großzügigen und verständnisvollen Menschen in Erinnerung behalten. Als er später zu ihnen ging, um sich Geld von ihnen zu leihen, schlugen sie ihm die Tür vor der Nase zu, aber da war es bereits zu spät. Er hatte einen Brief unterzeichnet, in dem er selber kündigte, und konnte daher nichts mehr verlangen.

Selber schuld. Die barmherzige Seele spielen war nur etwas für die, die Angst hatten, im Leben Stellung zu beziehen. Es ist immer einfacher, an die eigene Güte zu glauben, als den anderen die Stirn zu bieten und für die eigenen Rechte zu kämpfen. Er ist immer einfacher, eine Beleidigung stillschweigend hinzunehmen, als den Mut aufzubringen, gegen jemand Stärkeren zu kämpfen. Wir können noch so sehr so tun, als ob der Stein, der auf uns geworfen wurde, uns nicht getroffen hätte - nachts im stillen Kämmerlein, wenn unsere Bettgefährten schlafen, weinen wir dann über unsere Feigheit.

Chantal trank ihren Kaffee und wünschte sich, daß der Tag schnell vergehen möge. Am Abend würde sie das Dorf zerstören und mit Bescos abrechnen. Der Ort würde sowieso

bald aussterben, denn ein Ort ohne Kinder konnte nicht überleben. Die jungen Leute bekamen ihre Kinder in anderen Städten des Landes, wo es Feste, schöne Kleider, Reisen, jenen »unnötigen Wettstreit« gab.

Der Tag verging jedoch alles andere als schnell. Das graue Wetter mit den niedrig hängenden Wolken ließ die Stunden sich endlos hinziehen. Die Berge blieben hinter den Wolken verborgen, und das Dorf wirkte verloren und wie von der Welt abgeschieden, als wäre es der einzige besiedelte Flecken auf Erden. Vom Fenster aus sah Chantal den Fremden das Hotel verlassen und wie jeden Morgen in die Berge gehen. Sie fürchtete um ihr Gold. Doch dann beruhigte sich ihr Herz. Er würde zurückkommen, er hatte eine Woche vorausbezahlt, und reiche Menschen halten ihr Geld zusammen. Nur arme Leute geben's mit vollen Händen aus.

Sie versuchte zu lesen, konnte sich jedoch nicht konzentrieren. Sie beschloß, einen Spaziergang durch Bescos zu

machen, und der einzige Mensch, den sie sah, war Berthe, die Witwe, die tagaus, tagein vor ihrem Haus saß und aufpaßte, was geschah.

»Sieht so aus, als würd's noch kühler werden«, sagte Berthe.

Chantal fragte sich, ob die Leute deshalb immer nur übers Wetter redeten, weil sie sonst nichts zu sagen fanden. Sie nickte zustimmend.

Sie setzte ihren Weg fort, weil sie mit Berthe alles besprochen hatte, was es in den vielen Jahren, die sie bereits in Bescos lebte, zu besprechen gab. Es hatte Zeiten gegeben, da hatte sie Berthe für eine interessante, mutige Frau gehalten; nach dem Tod ihres Mannes bei einem Jagdunfall hatte diese sich tapfer berappelt und ihr Leben sogar so weit in den Griff bekommen, daß sie einen Teil ihrer wenigen Habseligkeiten verkauft und den Erlös zusammen mit dem Geld von der Versicherung angelegt hatte und nun von den Zinsen leben konnte.

Mittlerweile interessierte sie die Witwe jedoch nicht mehr, ja, sie wurde für sie zum Inbegriff all dessen, was sie selbst unbedingt

vermeiden wollte: Nie und nimmer wollte Chantal ihren Lebensabend wie Berthe auf einem Stuhl vor ihrem Hause sitzend verbringen, im Winter in dicke Jacken gemummelt die einzige Landschaft betrachten, die sie je in ihrem Leben gesehen hatte, bewachen, was nicht bewacht zu werden brauchte, weil es hier nichts wirklich Kostbares und Stehlenswertes gab.

Furchtlos betrat sie den nebelverhangenen Wald, in dem sie jeden Pfad, Baum und Stein kannte. Sie stellte sich vor, wie aufregend es heute abend würde, und probierte aus, wie sie vom Vorschlag des Fremden erzählen wollte: mal indem sie haarklein berichtete, was sie gehört und gesehen hatte, mal indem sie das Ganze in eine Geschichte kleidete, die ebensogut erfunden oder wahr sein konnte - genau wie der Fremde auch, der sie seit drei Nächten nicht schlafen ließ.

>Ein gefährlicher Mann, schlimmer als alle Jäger, die mir je begegnet sind.<

Während Chantal durch den Wald wanderte, wurde ihr allmählich klar, daß sie jemand noch Gefährlicheren als den Fremden entdeckt hatte: sich selber. Noch vor vier Tagen war ihr nicht bewußt gewesen, wie sehr sie alles als gegeben hinnahm: Wer sie war, was sie vom Leben erwarten konnte, was das Leben in Bescos trotz allem lebenswert machte. Nicht umsonst wurde die Gegend jeden Sommer von Touristen überschwemmt, die den Ort >ein Paradies< nannten.

Jetzt krochen die Monster aus ihren Gräbern, verdüsterten ihre Nächte, machten, daß sie sich unglücklich, ungerecht behandelt, von Gott und ihrem Schicksal verlassen fühlte. Schlimmer noch: Sie zwangen sie, die Bitterkeit zu sehen, die sie Tag und Nacht, im Wald und bei der Arbeit, bei den seltenen Begegnungen und allein im stillen Kämmerlein in sich hineingefressen hatte.

»Möge dieser Mann verdammt sein. Und möge ich verdammt sein, weil ich ihn gezwungen habe, meinen Weg zu kreuzen.«

Während sie zum Dorf zurückging, bereute sie jeden Augenblick ihres Lebens und verfluchte ihre Mutter, weil sie so

früh gestorben war, ihre Großmutter, weil sie ihr Güte und Ehrlichkeit beigebracht hatte, ihre Freunde, weil sie fortgezogen waren, ihr Schicksal, weil es sich gegen sie verschworen hatte.

Berthe saß noch immer da.

»Du hast es immer so eilig«, sagte sie. »Setz dich doch ein Weilchen zu mir und ruh dich aus.«

Chantal nahm ihr Angebot an. Sie würde alles tun, was dazu beitrug, daß die Zeit schneller verging.

»Das Dorf ist irgendwie anders«, sagte Berthe. »Es liegt etwas Neues in der Luft. Gestern habe ich einen Wolf heulen hören.«

Die junge Frau war erleichtert. Verflucht oder nicht, der Wolf hatte in dieser Nacht geheult, und zumindest ein Mensch außer ihr hatte ihn gehört.

»Dieser Ort ändert sich nie«, antwortete sie. »Nur die Jahreszeiten kommen und gehen, und jetzt ist bald der Winter wieder dran.«

»Nein. Es hängt mit der Ankunft des Fremden zusammen.«

Chantal hielt den Atem an. Sollte er mit noch jemandem gesprochen haben?

»Was hat die Ankunft des Fremden mit Bescos zu tun?«

»Ich verbringe meine Tage damit, die Natur anzuschauen. Es gibt Leute, die meinen, das wäre verlorene Zeit. Aber nur so habe ich gelernt, den Verlust des Menschen zu verschmerzen, den ich liebte. Die Jahreszeiten kommen und gehen, die Bäume verlieren ihr Laub und bekommen es wenig später wieder. Dennoch schafft hin und wieder etwas Unerwartetes endgültige Veränderungen. Jemand hat mir erzählt, daß die Berge ringsum das Ergebnis eines vor Jahrtausenden erfolgten Erdbebens sind.«

Die junge Frau nickte. Das hatte auch sie in der Schule gelernt.

»Danach war nichts mehr wie vorher. Ich habe Angst, daß das wieder passieren könnte.«

Chantal war drauf und dran, die Geschichte mit den Goldbarren zu erzählen, denn sie hatte das Gefühl, daß die Alte etwas darüber wußte. Doch sie schwieg weiterhin.

»Ich muß immer an Ahab denken, unseren großen Reformator, unseren Helden, den Mann, der vom heiligen Savinus gesegnet wurde.«

»Warum an Ahab?«

»Weil er wußte, daß ein winziges Detail, mochte es noch so gut gemeint sein, alles zerstören kann. Es wird erzählt, daß Ahab, nachdem er die Stadt befriedet, die zwielichtigen Gestalten vertrieben und Ackerbau und Handel in Bescos modernisiert hatte, an einem Abend seine Freunde zu einem Abendessen versammelte und ein saftiges Stück Fleisch für sie braten wollte. Plötzlich merkte er, daß das Salz ausgegangen war.

Da rief Ahab seinen Sohn: >Geh ins Dorf und kaufe Salz. Aber bezahle den rechten Preis: Nicht zu viel und nicht zu wenig.<

Der Sohn wunderte sich:

>Ich verstehe, daß ich nicht zuviel zahlen soll, Vater. Aber wenn ich feilschen könnte, warum sollte ich nicht etwas Geld sparen?<

>Das empfiehlt sich in einer großen Stadt. Aber in einem Dorf wie dem unsrigen wäre es verheerende

Der Sohn fragte nicht weiter und ging. Die Gäste hingegen, die das Gespräch mitbekommen hatten, wollten wissen, warum er das Salz nicht billiger einkaufen sollte, und Ahab sagte darauf:

>Wer das Salz zu billig verkauft, braucht dringend Geld. Wer diese Situation ausnutzt, mißachtet den Mann, der das Salz im Schweiße seines Angesichts gewonnen hat.<

>Aber wie kann eine Prise Salz ein ganzes Dorf zerstören?<

>Die Ungerechtigkeit war zu Anfang der Welt auch klein. Aber jeder von uns hat ihr eine weitere vermeintliche Kleinigkeit hinzugefügt, und seht, wo wir heute stehen.<«

»Wie der Fremde«, sagte Chantal in der Hoffnung, Berthe werde bestätigen, daß auch sie mit ihm geredet hatte. Doch Berthe schwieg.

»Ich weiß nicht, warum Ahab soviel daran lag, Bescos zu retten«, ließ sie nicht locker. »Zuerst war es eine Räuberhöhle, und jetzt ist es ein Dorf voller Feiglinge.«

Die Alte wußte ganz bestimmt etwas. Sie mußte nur herausbekommen, ob der Fremde ihr etwas erzählt hatte.

»Das stimmt. Aber ich weiß nicht, ob das wirklich Feigheit ist. Ich glaube, daß alle sich vor Veränderungen fürchten. Sie wollen, daß Bescos so bleibt, wie es immer war: ein Ort, an dem man seinen Acker bestellen und sein Vieh hüten kann, ein Ort, der Jäger und Touristen beherbergt, in dem aber jeder genau weiß, was der morgige Tag bringt, und das einzig Unvorhersehbare die Geißeln der Natur sind. Vielleicht ist das eine Möglichkeit, Frieden zu finden, obwohl ich mit dir in einem Punkt einer Meinung bin: Alle glauben, daß sie alles unter Kontrolle haben, während sie in Wirklichkeit gar nichts kontrollieren.«

»Sie kontrollieren überhaupt nichts«, pflichtete Chantal ihr bei.

»Keiner kann dem, was geschrieben steht, ein Jota hinzufügen«, sagte die Alte, indem sie einen Text des katholischen Evangeliums zitierte. »Aber wir leben gern mit dieser Illusion, weil sie uns Sicherheit gibt.«

»Tja, wir müssen wählen, selbst wenn es dumm ist zu versuchen, die Welt in den Griff zu bekommen, sich in einer falschen Sicherheit zu wiegen, so daß man am Ende dem Leben völlig unvorbereitet gegenübersteht. Wenn man es am wenigsten erwartet, schüttet ein Erdbeben Berge auf, fällt der Blitz einen knospenden Baum, beendet ein Jagdunfall das Leben eines ehrlichen Mannes.«

Berthe erzählte zum hundertsten Mal, wie ihr Mann gestorben war. Er war einer der am meisten geachteten Führer der Region gewesen, für den die Jagd kein barbarischer Sport war, sondern eine Tradition, die es zu bewahren galt. Ihm war es zu verdanken, daß in Bescos ein Naturschutzgebiet eingerichtet und ein Artenschutzgesetz verabschiedet wurden, wonach für jedes erlegte Wild eine Art Gemeindesteuer erhoben wurde, die dann auch den Gemeindemitgliedern zugute kam.

Berthes Mann versuchte über diesen Sport den Jägern etwas über die Kunst des Lebens beizubringen. Die Lektion bestand darin, Grünschnäbel mit viel Geld und wenig Erfahrung mit auf

eine Lichtung zu nehmen. Dort stellte Berthes Mann eine Bierdose auf einen Stein, die er dann aus einem Abstand von fünfzig Metern mit einem Schuß hinwegfegte.

»Ich bin der beste Schütze weit und breit«, sagte er. »Und jetzt bringe ich Ihnen bei, genauso gut zu werden wie ich.«

Er stellte die Dose wieder auf den Stein, ging an seinen Platz zurück, zog ein Tuch aus der Tasche und bat den anderen, ihm die Augen zu verbinden. Dann legte er auf das Ziel an und schoß abermals.

»Habe ich getroffen?« fragte er, indem er die Binde von den Augen nahm.

»Natürlich nicht«, antwortete der Grünschnabel voller Schadenfreude darüber, daß der stolze Führer erniedrigt worden war. »Die Kugel ist meilenweit daran vorbeigegangen. Ich glaube nicht, daß Sie mir etwas beibringen können.«

»Ich habe Ihnen gerade die wichtigste Lektion Ihres Lebens erteilt«, antwortete dann Berthes Mann. »Immer wenn Sie etwas erreichen wollen, müssen Sie die Augen offenhalten, sich voll konzentrieren und genau wissen, was Sie wollen. Niemand erreicht sein Ziel mit geschlossenen Augen.«

Einmal, als der Alte gerade dabei war, die Dose nach dem ersten Schuß an ihren Platz zurückzustellen, wollte ein Zögling seine Zielsicherheit sofort unter Beweis stellen. Er schoß, bevor Berthes Mann an seine Seite zurückgekehrt war, und traf ihn in den Hals. Er hatte nicht die Zeit gehabt, die ausgezeichnete Lektion über Konzentration und Objektivität zu lernen.

»Ich muß los«, sagte Chantal. »Ich muß vor der Arbeit noch ein paar Dinge erledigen.«

Berthe wünschte ihr einen schönen Tag und folgte ihr mit dem Blick, bis sie sie in der Gasse neben der Kirche verschwinden sah. Die Jahre, die sie vor der Tür gesessen und auf die Berge, die Wolken geschaut und in Gedanken mit ihrem verstorbenen Mann geredet hatte, hatten ihr beigebracht, die Menschen zu >sehen<. Ihr Wortschatz war beschränkt, oft vermochte sie die vielfältigen Gefühle nicht in Worte zu fassen, die andere in ihr

auslösten, und doch >sah< sie die anderen, kannte ihre Gefühle.

Alles hatte mit der Beerdigung ihrer großen und einzigen Liebe begonnen. Weinend hatte sie am Grab gestanden, als neben ihr ein Kind - der Nachbarssohn, der inzwischen erwachsen war und Tausende von Kilometern entfernt lebte - sie fragte, warum sie traurig sei.

Berthe hatte das Kind nicht erschrecken wollen, indem sie über Tod und Abschied sprach. Sie hatte nur gesagt, daß ihr Mann fortgegangen sei und vielleicht lange Zeit nicht nach Bescos zurückkehren werde.

»Ich glaube, Sie irren sich«, hatte der Junge geantwortet. »Gerade habe ich ihn noch gesehen, wie er sich hinter einem Grab versteckt hat und mit einem Löffel in der Hand lächelte.«

Die Mutter des Jungen hatte die Bemerkung gehört und ihr Kind heftig gescholten. »Kinder sehen immer Sachen«, sagte sie und entschuldigte sich. Wogegen Berthe sofort zu weinen aufhörte und in die angegebene Richtung schaute. Ihr Mann hatte die Manie, seine Suppe nur mit einem bestimmten Löffel zu essen, was sie immer geärgert hatte, denn für sie waren alle Löffel letztlich gleich und faßten die gleiche Menge Suppe. Er hatte jedoch immer auf seinem Löffel bestanden. Berthe hatte niemandem diese Geschichte erzählt, aus Angst, man könnte ihn für verrückt halten.

Der Junge hatte jedoch tatsächlich ihren Mann gesehen. Der Löffel war das Zeichen. Kinder >sahen< Dinge. Sie beschloß auch >sehen< zu lernen, weil sie mit ihm reden, ihn wieder zurückhaben wollte, wenn auch nur als Geist.

Anfangs schloß sie sich in ihrem Haus ein und verließ es selten, hoffte, er würde vor ihr erscheinen. Eines schönen Tages hatte sie eine Vorahnung. Sie sollte zur Haustür gehen und auf die anderen achten. Sie fühlte, daß ihr Mann wollte, daß ihr Leben fröhlicher würde, sie mehr an dem Geschehen draußen teilhatte.

Sie stellte ihren Stuhl vors Haus und betrachtete die Berge. Es waren nur wenige Menschen in den Straßen von Bescos

unterwegs, aber am selben Tag noch kam eine Nachbarin aus dem Nachbardorf zurück und erzählte ihr, daß die Marktbeschicker sehr preiswertes Besteck verkauften; zum Beweis zog sie einen Löffel aus der Tasche.

Berthe begriff, daß sie ihren Mann nie wiedersehen würde, er sie aber bleiben hieß, damit sie auf den Ort aufpaßte. Mit der Zeit begann sie zu ihrer Linken eine Veränderung zu spüren und war sicher, daß er dort war, ihr Gesellschaft leistete und sie beschützte, einmal ganz abgesehen davon, daß er ihr Dinge zeigte, die die anderen nicht wahrnahmen, wie zum Beispiel die Formen der Wolken, die auch immer eine Botschaft für sie enthielten. Wohl stimmte es sie traurig, daß die Gestalt sich ihr entzog, sowie sie versuchte, sie genau anzusehen. Doch später merkte sie, daß sie mit ihm reden konnte, indem sie ihre Intuition benutzte, und sie begannen lange Gespräche über alle möglichen Themen zu führen.

Drei Jahre darauf war sie bereits fähig, die Gefühle der Menschen zu >sehen< und die Ratschläge ihres Mannes zu >hören<, die immer sehr nützlich waren. So wehrte sie sich, als die Versicherung versuchte, ihr die Rente zu kürzen, und zog ihr Geld von der Bank ab, ehe diese in Konkurs ging und mit ihr die mühsam erwirtschafteten Ersparnisse aller Bewohner aus der Umgegend.

An einem Morgen - wann genau, wußte sie schon nicht mehr - hatte er ihr gesagt, daß Bescos zerstört werden könnte. Berthe dachte sofort an ein Erdbeben, das neue Berge aufschütten würde, doch er beruhigte sie, indem er ihr sagte, daß derlei Dinge für die nächsten tausend Jahre nicht vorgesehen wären. Es sei eine andere Art Zerstörung, die ihm Sorgen bereite, obwohl nicht einmal er Genaueres wisse. Aber er bat sie aufzupassen, dies sei schließlich sein Dorf und der Ort auf der Welt, den er am meisten liebe, auch wenn er ihn allzu früh habe verlassen müssen.

Berthe begann daraufhin, mehr auf die Menschen zu achten, auf die Formen der Wolken, auf die Jäger, die kamen und gingen, doch nichts schien darauf hinzuweisen, daß jemand versuchte, den Ort zu zerstören, der niemandem etwas Böses

getan hatte. Aber Berthes Mann ließ nicht locker, hieß sie weiter aufpassen, und sie gehorchte.

Vor drei Tagen hatte sie den Fremden mit einem Dämon nach Bescos kommen sehen, und da wußte sie, daß ihr Warten ein Ende hatte. Heute hatte sie gesehen, daß die junge Frau einen Dämon und einen Engel an ihrer Seite hatte. Berthe brachte sofort beide Ereignisse miteinander in Verbindung, und ihr war klar, daß etwas Merkwürdiges in ihrem Dorf geschah.

Sie lächelte in sich hinein, schaute nach links und blies einen diskreten Kuß hinüber. Sie war keine nutzlose Alte. Sie hatte etwas Wichtiges zu tun: Sie mußte den Ort retten, in dem sie geboren war, obwohl sie nicht genau wußte, wie sie das anstellen sollte.

Chantal ließ die Alte in ihre Gedanken versunken zurück und ging heim. Berthe stand bei den Bewohnern von Bescos in dem Ruf, eine alte Hexe zu sein. Man raunte sich hinter vorgehaltener Hand zu, in dem Jahr, das sie zu Hause eingeschlossen verbracht hatte, hätte sie Schwarze Magie gelernt. Als Chantal einmal gefragt hatte, wer ihr das beigebracht habe, erzählten ihr die Leute, daß der Dämon persönlich ihr nachts erschienen sei. Andere behaupteten, daß sie einen keltischen Priester anrufe und dabei Worte benutze, die ihre Eltern ihr beigebracht hatten. Aber niemand kümmerte sich darum. Berthe war harmlos und hatte immer schöne Geschichten zu erzählen.

Sie hatten recht, auch wenn es immer dieselben Geschichten waren. Und plötzlich blieb Chantal, die Hand schon auf dem Türknauf, stehen. Sie hatte die Geschichte vom Tode ihres Mannes schon häufig gehört, aber erst jetzt wurde ihr klar, daß sie eine wichtige Lektion für sie enthielt. Sie erinnerte sich an ihren Spaziergang im Wald, an ihren blinden Haß auf alle und jeden, als ihr nichts mehr heilig war: Bescos nicht, seine Bewohner und deren Kinder nicht - nicht einmal sie selbst.

Aber das eigentliche Ziel war nur einer: der Fremde. Sich konzentrieren, schießen, die Beute erlegen. Dafür brauchte sie einen Plan; es wäre dumm, heute abend etwas zu sagen und

die Situation aus dem Ruder laufen zu lassen. Lieber schob sie ihren Bericht über ihre Begegnung mit dem Fremden noch einen Tag auf - wenn sie den Bewohnern von Bescos überhaupt etwas darüber sagen würde.

Am Abend, als sie das Geld für die Runde kassierte, die der Fremde immer ausgab, steckte dieser ihr heimlich einen Zettel zu. Sie schob ihn wie beiläufig in die Tasche, obwohl sie bemerkte, daß der Fremde sie fragend ansah. Das Spiel schien mit umgekehrten Vorzeichen zu laufen: Sie hatte die Lage unter Kontrolle, wählte sowohl Ort als auch Stunde des Duells. So machten es die erfolgreichen Jäger: Sie gaben stets die Bedingungen vor, damit die Beute zu ihnen kam.

Erst als sie in ihr Zimmer zurückgekehrt war, diesmal mit dem merkwürdigen Gefühl, daß sie in dieser Nacht sehr gut schlafen würde, faltete sie den Zettel auseinander: Der Mann bat sie, ihn an der Stelle zu treffen, an der sie sich kennengelernt hatten.

Dann schrieb er noch, er wolle lieber allein mit ihr reden. Aber sie könnten auch vor aller Augen reden, wenn sie es wolle.

Sie merkte die versteckte Drohung durchaus, war aber indirekt froh darüber, weil es ihr zeigte, daß er langsam die Kontrolle verlor, was gefährliche Männer und Frauen nie tun. Ahab, der große Friedensstifter von Bescos, hatte immer gesagt: »Es gibt zwei Arten von Dummköpfen - diejenigen, die etwas nicht tun, weil sie bedroht werden, und diejenigen, die meinen, etwas tun zu müssen, weil sie bedroht werden.«

Sie zerriß den Zettel in kleine Schnipsel, warf sie in die Toilette und betätigte die Wasserspülung. Anschließend nahm sie ein heißes Bad und schlüpfte fröhlich unter die Decke. Sie hatte genau das erreicht, was sie wollte: den Fremden wiedersehen, um unter vier Augen mit ihm zu reden. Wenn sie ihn besiegen wollte, mußte sie ihn besser kennenlernen.

Sie fiel fast augenblicklich in einen tiefen, erholsamen, entspannenden Schlaf. Sie hatte eine Nacht mit dem Guten, eine Nacht mit dem Guten und dem Bösen verbracht und eine Nacht mit dem Bösen. Keiner der Kontrahenten hatte sie zu einem Ergebnis geführt, aber sie lebten in ihrer Seele weiter

und kämpften nun untereinander, bis sich zeigen würde, wer der Stärkere war.

Als der Fremde am Treffpunkt erschien, war Chantal naß bis auf die Knochen, denn es regnete in Strömen.

»Diesmal werden wir nicht über das Wetter reden«, sagte sie. »Es regnet, wie Sie sehen. Ich kenne eine Stelle, an der wir uns besser unterhalten können.«

Sie stand auf, griff nach einem länglichen Segeltuchsack.

»Da drin haben Sie ein Gewehr«, sagte der Fremde.

»Ja.«

»Sie wollen mich töten.«

»Ja. Ich weiß zwar nicht, ob ich es schaffen werde, doch den Wunsch habe ich schon. Aber ich habe die Waffe aus einem anderen Grund mitgebracht: Mir könnte der verdammte Wolf begegnen und ich ihm den Garaus machen, was mir in Bescos mehr Respekt verschaffen würde. Ich habe ihn gestern heulen hören, doch geglaubt hat's mir keiner.«

»Was ist der verfluchte Wolf?«

Sie zögerte und überlegte, ob sie dem Mann, der ihr Feind war, vertrauen konnte oder nicht. Da fiel ihr ein Buch über chinesische Kampfkunst ein - sie las immer alles, was die Gäste im Hotel vergaßen, worum auch immer es ging, denn sie mochte kein Geld für Bücher ausgeben. Dort hatte es geheißen, daß die beste Art, seinen Gegner zu schwächen, sei, ihn in dem Glauben zu lassen, man stünde auf seiner Seite.

Während sie durch Wind und Regen gingen, erzählte sie die Geschichte. Vor zwei Jahren war ein Mann aus Bescos, genauer der Dorfschmied, auf einem Spaziergang plötzlich einem Wolf mit Jungen begegnet. Vor Schreck hatte der Mann einen Ast abgebrochen und damit so lange auf das Tier eingehauen, bis das Holz zerbarst. Normalerweise wäre ein Wolf geflüchtet, aber da er seine Jungen dabeihatte, griff er den Mann an und biß ihn ins Bein. Dem Schmied, der von Berufs wegen sehr stark war, gelang es, das Tier so heftig zu schlagen, daß es zurückwich. Daraufhin floh der Wolf mit

seinen Jungen in den Wald und wurde nie mehr gesehen. Alle wußten, daß er einen weißen Fleck am linken Ohr hatte.

»Warum verdammt?«

»Die Tiere, auch die wildesten, greifen normalerweise nie an, außer in Ausnahmefällen wie diesem, wenn sie ihre Jungen beschützen. Wenn sie allerdings angreifen und menschliches Blut schmecken, werden sie gefährlich. Sie wollen immer mehr, und aus wilden Tieren werden regelrechte Mörder. Alle meinen, daß dieser Wolf eines Tages wieder angreifen wird.«

>Das ist meine Geschichte<, dachte der Fremde.

Chantal ging, so schnell sie konnte, denn sie war jünger und besser in Form und wollte den psychologischen Vorteil ausnutzen, um den Mann, der sie begleitete, zu ermüden und zu erniedrigen. Es gelang ihm jedoch, mit ihr Schritt zu halten. Obwohl er etwas schnaufte, bat er sie zu keinem Zeitpunkt, langsamer zu gehen.

Sie gelangten zu einem kleinen, gut getarnten grünen Plastikzelt, das die Jäger als Unterstand benutzten. Sie setzten sich hinein und rieben ihre eisigen Hände und hauchten hinein.

»Was wollen Sie?« fragte Chantal. »Warum haben Sie mir den Zettel zugesteckt?«

»Ich werde Ihnen ein Rätsel zu lösen geben: Welcher Tag von allen Tagen unseres Lebens kommt nie?«

Er bekam keine Antwort.

»Das Morgen«, sagte der Fremde. »Mir scheint, Sie schieben das Morgen immer wieder auf und damit auch das, worum ich Sie gebeten habe. Heute beginnt das Wochenende. Wenn Sie nicht damit anfangen, tu ich's selber.«

Chantal verließ den Unterstand, blieb in sicherem Abstand stehen, knöpfte den Segeltuchsack auf und holte das Gewehr heraus. Der Fremde schien nicht darauf zu achten.

»Sie waren beim Gold«, fuhr er fort. »Sollte ich einmal ein Buch über Ihre Erfahrung schreiben, glauben Sie nicht, daß die meisten Leser - die sich mit allerlei Schwierigkeiten herumschlagen müssen, die vom Leben und ihren

Mitmenschen gebeutelt werden und hart dafür kämpfen müssen, ihre Kinder ernähren und in die Schule schicken zu können -, nun, glauben Sie nicht, daß jeder, der um Ihren Konflikt wüßte, Ihnen die Daumen drücken würde, daß Sie mit dem Goldbarren verschwinden können?«

»Ich weiß nicht«, gab Chantal zurück und schob eine Patrone in den Gewehrlauf.

»Ich auch nicht. Aber genau das ist die Antwort, die ich gern hätte.«

Die zweite Patrone wurde in die Waffe gelegt.

»Sie wollen mich jetzt töten, nachdem Sie versucht haben, mich mit dieser Geschichte von dem Wolf, hinter dem Sie her sind, in Sicherheit zu wiegen. Sei's drum, denn indirekt ist damit meine Frage beantwortet: Die Menschen sind im Grunde schlecht, eine einfache Kellnerin aus einem Provinznest ist fähig, für Geld ein Verbrechen zu begehen. Ich werde sterben, aber ich kenne nun die Antwort und werde zufrieden sterben.«

»Hier!« Sie reichte dem Fremden die Waffe. »Nehmen Sie! Niemand weiß, was ich weiß. Alle Angaben im Hotelregister sind falsch. Sie können abreisen, wann und wohin Sie wollen. Man braucht nicht gut zielen zu können: Sie brauchen die Waffe nur auf mich zu richten und den Hahn zu ziehen. Die Patrone besteht aus kleinen Bleistücken, die sich, sobald sie das Rohr verlassen haben, konusförmig ausbreiten. Man kann damit Vögel und Menschen töten. Sie können sogar wegschauen, wenn Sie nicht sehen wollen, wie mein Körper zerfetzt wird.«

Der Mann legte den Finger an den Abzug, zielte auf sie, und zu ihrer Überraschung sah Chantal, daß er die Waffe korrekt hielt, wie ein Profi. Sie standen eine geraume Weile so, und sie wußte, daß ein einfaches Abrutschen oder ein von einem unvermittelt auftauchenden Tier verursachter Schreck dazu führen konnte, daß sich der Finger bewegte und die Waffe losging. In diesem Augenblick wurde ihr bewußt, wie kindisch ihre Geste war, daß sie ihn nur provozierte, damit er tat, was sie sich selbst anzutun nicht imstande war.

Der Fremde hielt die Waffe weiterhin auf sie gerichtet, seine Augen blinzelten nicht, seine Hände zitterten nicht. Jetzt war es womöglich zu spät - zumal er inzwischen vielleicht auch Lust hatte, die junge Frau abzuknallen, die ihn so herausforderte. Chantal wollte ihn gerade bitten, ihr zu verzeihen, da senkte der Fremde, noch bevor sie etwas gesagt hatte, die Waffe.

»Ich kann Ihre Angst fast mit Händen greifen«, sagte er und gab Chantal die Waffe zurück. »Ich rieche den Angstschweiß, obwohl der Regen ihn überlagert. Ich höre Ihr Herz bis zum Hals schlagen, obwohl der Wind an den Bäumen rüttelt und einen Höllenlärm veranstaltet.«

»Ich werde tun, worum Sie mich gestern abend gebeten haben«, sagte Chantal, die sich ertappt fühlte und so tat, als hätte sie nicht gehört, was der Fremde gerade gesagt hatte. »Letztlich sind Sie nach Bescos gekommen, weil Sie mehr über Ihre eigene Natur erfahren wollen: ob Sie gut sind oder schlecht. Eines habe ich Ihnen gerade gezeigt: Sie hätten abdrücken können und haben es nicht getan. Wissen Sie, warum? Weil Sie ein Feigling sind. Sie benutzen die anderen, um Ihre eigenen Konflikte zu lösen, wozu Sie sich selbst nicht entschließen können.«

»Ein deutscher Philosoph hat einmal sinngemäß gesagt: >Selbst Gott hat eine Hölle: Es ist seine Liebe zu den Menschen.< Nein, ich bin kein Feigling. Ich habe sehr viel schlimmere Waffen als diese abgedrückt, oder besser gesagt, ich habe viel bessere Waffen als diese hergestellt und sie in alle Welt exportiert. Alles ganz legal und von der Regierung genehmigt, mit Exportstempeln, Ausfuhrsteuer und dem ganzen Brimborium. Ich habe die Frau geheiratet, die ich liebte, zwei wunderschöne Töchter mit ihr gehabt, und ich habe nie einen einzigen Centavo aus meinem Unternehmen abgezweigt und immer nur das verlangt, was mir zustand.

Anders als Sie, die sich vom Schicksal verfolgt glaubt, war ich immer ein Mann, der gehandelt und gegen die vielen Schwierigkeiten gekämpft hat, die sich ihm in den Weg stellten. Ein paar Schlachten habe ich verloren, andere gewonnen und gelernt, daß Siege wie Niederlagen zum Leben eines jeden

gehören - außer zum Leben der Feiglinge, wie Sie sagen, da diese weder verlieren noch gewinnen.

Ich habe viel gelesen. Bin zur Kirche gegangen. Habe Gott gefürchtet und seine Gebote befolgt. Ich war der gutbezahlte Direktor einer riesigen Firma. Mit den Kommissionen, die ich für jedes zustande gekommene Geschäft erhielt, hätte ich nicht nur meiner Frau und meinen Töchtern, sondern auch künftigen Enkeln und Urenkeln ein feudales Leben bieten können, denn der Waffenhandel gehört zu der Wirtschaftsbranche, in der am meisten Geld umgesetzt wird. Da ich wußte, was jedes Teil kostete, das ich verkaufte, überwachte ich persönlich die Geschäfte. Dabei kamen verschiedene Unregelmäßigkeiten zutage, ich mußte Leute hinauswerfen, Transaktionen unterbinden. Meine Waffen wurden zur Aufrechterhaltung der Ordnung gemacht, denn ich dachte, nur sie vermöchten Fortschritt und Fortbestand der Welt zu sichern.«

Der Fremde kam näher und packte Chantal bei den Schultern. Sie sollte ihm in die Augen sehen und erkennen, daß er die Wahrheit sagte.

»Vielleicht meinen Sie, daß Waffenhersteller zum Schlimmsten gehören, was es auf der Welt gibt. Vielleicht haben Sie recht. Tatsache ist, daß der Mensch, seit er in den Höhlen lebte, Waffen brauchte, anfangs, um Tiere zu töten, später, um die Macht über die anderen zu erringen. Die Welt kann ohne Ackerbau, ohne Viehzucht, ohne Religion, ohne Musik existieren - aber nie ohne Waffen.«

Er hob einen Stein vom Boden auf.

»Da haben wir sie: die erste Waffe, die unsere Mutter Natur denen gab, die den prähistorischen Tieren die Stirn bieten mußten. Ein solcher Stein wird einen Mann gerettet haben, und dieser Mann hat nach unzähligen Generationen Sie und mich hervorgebracht. Hätte es jenen Stein nicht gegeben, hätte der fleischfressende Mörder den Mann verschlungen, und Milliarden Menschen wären nicht geboren worden.«

Der Wind frischte auf, der Regen wurde stärker, doch ihre Blicke hielten einander stand.

»Und so wie viele Leute die Jäger kritisieren und Bescos sie mit allem Pomp empfängt, weil es von ihnen lebt, so wie Menschen es hassen, einen Stier in der Arena zu sehen, aber zum Schlachter gehen, um Fleisch zu kaufen mit der Entschuldigung, die Tiere hätten einen >würdigen< Tod gefunden, so kritisieren viele die Waffenhersteller, und dennoch wird es sie weiterhin geben, solange es eine einzige Waffe auf Erden gibt. Denn solange es diese eine gibt, muß es eine weitere geben, sonst gerät das Gleichgewicht in Gefahr.«

»Und was hat das mit meinem Dorf zu tun?« fragte Chantal. »Was hat das mit der Übertretung der Gebote zu tun, mit dem Verbrechen, dem Diebstahl, dem Wesen des Menschen, dem Guten und dem Bösen?«

Die Augen des Fremden verdüsterten sich und blickten plötzlich todtraurig.

»Erinnern Sie sich an das, was ich anfangs sagte: Ich habe immer versucht, meine Geschäfte in Übereinstimmung mit den Gesetzen zu führen, ich hielt mich für das, was man allgemein als ehrbaren Mann bezeichnet. Eines Nachmittags erhielt ich in meinem Büro einen Anruf. Eine Frauenstimme teilte mir sanft, aber emotionslos mit, daß ihre Terroristengruppe meine Frau und meine Töchter entführt habe. Sie wollten Unmengen von dem, was ich ihnen liefern konnte: Waffen. Sie baten mich um Geheimhaltung, sagten, meiner Familie werde nichts geschehen, solange ich ihre Anweisungen befolge.

Die Frau legte auf, nachdem sie angekündigt hatte, sie werde mich in einer halben Stunde wieder anrufen. Ich sollte mich in einer bestimmten Telefonzelle am Bahnhof bereithalten. Sorgen brauchte ich mich auch nicht zu sehr, da meine Familie gut behandelt und in wenigen Stunden wieder freigelassen würde - ich müsse nur eine E-Mail-Order an eine unserer ausländischen Filialen geben. In Wahrheit war es kein Diebstahl, eher ein illegaler Verkauf, der in dem Unternehmen, in dem ich arbeitete, durchaus unbemerkt durchlaufen konnte.

Als gesetzestreuer Bürger, der glaubt, daß die Gesetze dazu da sind, ihn zu beschützen, alarmierte ich sofort die Polizei. Von

Stund an war ich nicht mehr Herr meiner Entscheidungen, sondern wurde zu einem Schwächling degradiert, der außerstande war, seine eigene Familie zu beschützen, und ich wurde von anonymen Stimmen und aufgeregten Telefonaten beherrscht. Als ich mich zur angegebenen Telefonzelle begab, hatte ein wahres Heer von Technikern bereits die Leitung angezapft und mit den modernsten Apparaturen verbunden, um den Anruf sofort zurückverfolgen zu können. Ganze Wagenkolonnen positionierten sich, Helikoptergeschwader und bis zu den Zähnen bewaffnete Männer standen einsatzbereit.

Zwei Regierungen auf zwei Kontinenten hatten bereits vom Geschehenen erfahren und schlössen Verhandlungen mit den Entführern kategorisch aus. Mir blieb nichts weiter, als Befehle zu empfangen, Sätze zu wiederholen, die mir vorgesagt wurden, und mich an die Anweisungen der Spezialisten zu halten.

Der Tag war noch nicht zu Ende, da wurde das Versteck, in dem die Geiseln festgehalten wurden, gestürmt, und die Entführer - zwei junge Männer und eine junge Frau, die offensichtlich überhaupt keine Erfahrung hatten, einfache Wegwerfteile einer mächtigen politischen Organisation - starben, von Kugeln durchsiebt. Aber zuvor hatten sie noch Zeit gefunden, meine Frau und meine Töchter zu exekutieren. Wenn sogar Gott eine Hölle hat, die seine Liebe zu den Menschen ist, dann hat jeder Mensch seine Hölle in Reichweite, nämlich die Liebe zu seiner Familie.«

Der Mann hielt inne, aus Angst, seine Stimme könnte mehr über seine Gefühle verraten, als ihm lieb war. Sobald er sich gefangen hatte, fuhr er fort.

»Sowohl die Polizei wie auch die Entführer benutzten Waffen, die von meinen Fabriken hergestellt worden waren. Niemand weiß, wie sie in die Hände der Terroristen gelangt sind, und es spielt auch keine Rolle. Sie waren einfach da. Trotz meiner Vorsichtsmaßnahmen und meines Engagements für strenge Produktions- und Verkaufsrichtlinien war meine Familie durch etwas getötet worden, was ich hergestellt und möglicherweise während eines Abendessens in einem dieser sündhaft teuren

Restaurants verkauft hatte, bei dem wir uns über das Wetter oder die Weltpolitik unterhalten hatten.«

Erneute Pause. Als er fortfuhr, war es, als spräche ein anderer, völlig Unbeteiligter.

»Ich kenne die Waffe und die Munition sehr gut, mit der meine Angehörigen getötet wurden, und ich weiß auch, wohin geschossen wurde: in die Brust. Das Geschoß macht beim Eintritt eine kleine Öffnung, kleiner als der Durchmesser Ihres kleinen Fingers, Chantal. Wenn es den ersten Knochen erreicht, teilt es sich in vier Teile auf, und jedes Teil schießt in eine andere Richtung, wobei es alles gewaltsam zerstört, worauf es trifft: Nieren, Herz, Leber, Lunge. Jedesmal, wenn es auf Widerstand trifft, etwa auf einen Wirbel, ändert es die Richtung erneut, reißt spitze Bruchstücke und zerfetzte Muskeln mit sich, bis es schließlich wieder hinausgelangt. Jede der vier Austrittsöffnungen ist fast faustgroß, und das Geschoß hat immer noch genug Wucht, um im Raum die Fetzen aus Gewebe, Muskeln, Fleisch und Knochen zu verteilen, die es mitgerissen hat, als es im Körper unterwegs war.

Dies alles in weniger als zwei Sekunden. Zwei Sekunden, um zu sterben, sind keine lange Zeit. Doch man erlebt die Zeit anders. Ich nehme an, daß Sie mich verstehen.«

Chantal nickte.

»Noch vor Ende desselben Jahres habe ich meine Arbeit aufgegeben. Bin überall auf der Erde herumgeirrt, habe meinen Schmerz herausgeweint, mich gefragt, wie es kommt, daß der Mensch zu soviel Bosheit fähig ist. Ich habe das Wichtigste verloren, was ein Mensch besitzt: Vertrauen in seinen Nächsten. Ich habe über die Ironie Gottes geweint und gelacht, der mir auf diese absurde Weise gezeigt hat, daß ich ein Werkzeug des Guten und des Bösen war.

All mein Mitgefühl verschwand allmählich, und heute ist mein Herz kalt und hart. Es ist mir egal, ob ich weiterlebe oder sterbe. Aber vorher muß ich im Namen meiner Frau und meiner Töchter begreifen, was sich während jener Gefangenschaft ereignet hat. Ich kann verstehen, daß man aus Haß oder aus

Liebe töten kann, aber ganz ohne Grund, nur wegen der Geschäfte?

Das mag Ihnen naiv vorkommen, denn schließlich bringen sich täglich Leute wegen Geld um, aber das interessiert mich nicht. Ich denke nur an meine Frau und an meine Töchter. Ich möchte wissen, was im Kopf jener Terroristen vor sich ging. Ich möchte wissen, ob sie irgendwann Mitleid hatten und ihre Geiseln laufenlassen wollten, da dieser Krieg ja nichts mit meiner Familie zu tun hatte. Ich möchte wissen, ob es den Bruchteil einer Sekunde gibt, in dem das Gute und das Böse einander gegenüberstehen und das Gute siegen kann.«

»Warum Bescos? Warum ausgerechnet mein Dorf?«

»Warum ausgerechnet die Waffen meiner Fabrik, wo es doch so viele Waffenfabriken auf der Welt gibt, von denen einige nicht einmal von der Regierung kontrolliert werden? Die Antwort ist einfach: rein zufällig. Ich brauchte einen kleinen Ort, in dem sich alle kennen und einander wohlgesonnen sind. In dem Augenblick, in dem die Bewohner von Bescos von der Belohnung hören, werden das Gute und das Böse einander wieder gegenüberstehen, und das, was damals den Geiseln geschah, sich in Ihrem Dorf wiederholen.

Die Terroristen waren bereits umstellt und verloren. Dennoch haben sie getötet, in Erfüllung eines nutzlosen, leeren Rituals. Ihr Dorf hat etwas, was ich nicht hatte: die Wahl. Sosehr euch das Geld lockt, so könnt ihr doch zu dem Ergebnis kommen, daß ihr euren Ort retten wollt, und euch dazu durchringen, die Geisel nicht zu exekutieren. Ich will nur eins, nämlich sehen, ob andere Menschen anders gehandelt hätten als diese armen, blutdurstigen jungen Leute.

Wie ich bereits bei unserer ersten Begegnung gesagt habe: Die Geschichte eines Menschen ist die Geschichte der gesamten Menschheit. Wenn es Mitgefühl gibt, werde ich begreifen, daß das Schicksal grausam zu mir war, aber daß es manchmal auch Milde walten läßt. Das wird an meinen Gefühlen nichts ändern, es bringt meine Familie nicht zurück, aber es

verscheucht zumindest den Dämon, der mich begleitet und nicht hoffen läßt.«

»Und warum wollen Sie wissen, ob ich fähig bin zu stehlen?«

»Aus demselben Grund. Vielleicht ist Ihr Weltbild ja so, daß Sie zwischen leichten und schweren Verbrechen unterscheiden. Stimmt's? Ich glaube, daß auch die Terroristen in solchen Kategorien dachten: Sie töteten sozusagen um der guten Sache willen, nicht aus Lust, Liebe, Haß oder für Geld. Wenn Sie den Goldbarren nehmen, werden Sie Ihr Verbrechen erst sich selber und dann mir gegenüber rechtfertigen, und ich werde verstehen, wie die Mörder untereinander das Massaker an meinen Lieben gerechtfertigt haben. Sie werden gemerkt haben, daß ich all diese Jahre zu verstehen versucht habe, was geschehen ist. Ich weiß nicht, ob es mir Frieden bringen wird, aber ich sehe keine Alternative.«

»Wenn ich stehlen würde, würden Sie mich nie wiedersehen.«

Zum ersten Mal in der halben Stunde, die sie miteinander redeten, deutete der Fremde ein Lächeln an.

»Ich habe mit Waffen gearbeitet, vergessen Sie das nicht. Dazu gehören auch Geheimdienste.«

Der Mann bat sie, ihn zum Bach zurückzuführen - er hatte sich verlaufen und wußte den Weg nicht mehr. Chantal nahm das Gewehr (das sie sich unter dem Vorwand von einem Freund geliehen hatte, daß die Jagd sie hoffentlich ablenken würde) und steckte es wieder in den Segeltuchbeutel. Seite an Seite stiegen sie den Berg hinunter.

Sie wechselten kein Wort auf dem Weg. Unten am Bach verabschiedete sich der Fremde:

»Ich verstehe Ihr Zögern, kann aber nicht länger warten. Ich verstehe auch, daß Sie mich besser kennenlernen mußten, um besser gegen sich selbst zu kämpfen: Jetzt kennen Sie mich.

Ich bin ein Mann, der mit einem Dämon im Schlepptau durch die Welt zieht. Um ihn zu verscheuchen oder ihn ein für allemal zu akzeptieren, brauche ich Antworten auf ein paar Fragen.«

Die Gabel schlug nachdrücklich gegen das Glas. In der Bar, die an jenem Freitagabend rammelvoll war, wandten sich alle Köpfe in Chantals Richtung.

Sofort schwiegen alle. Noch nie hatte hier eine einfache Serviererin gewagt, sich öffentlich zu Wort zu melden.

>Hoffentlich hat sie etwas Wichtiges zu sagen<, dachte die Wirtin. >Sonst wird ihr noch heute gekündigt, egal ob ich ihrer Großmutter versprochen habe, sie niemals im Stich zu lassen.<

»Ich möchte, daß ihr mir zuhört«, begann Chantal. »Ich werde zuerst eine Geschichte erzählen, die alle bereits kennen, außer unserem Gast«, und dabei wies sie auf den Fremden. »Anschließend werde ich eine Geschichte erzählen, die unser Gast kennt, aber keiner von euch. Wenn ich beide Geschichten erzählt habe, werdet ihr urteilen, ob ich recht daran tat, euren wohlverdienten Feierabend am Ende einer arbeitsreichen Woche zu stören.«

>Ganz schön riskant<, dachte der Priester. >Sie weiß nichts, was wir nicht auch wüßten. Zudem ist sie eine arme Waise, eine junge Frau ohne besondere Stellung im Leben, es wird schwierig sein, die Wirtin davon abzubringen, ihr nicht auf der Stelle zu kündigen.

Nun, so schwierig nun auch wieder nichts spann er seinen Gedanken fort. >Wir alle begehen unsere Sünden, es folgen zwei oder drei Tage der Wut, und anschließend ist alles vergeben und vergessen.< Er kannte im ganzen Dorf niemanden, der Chantals Stelle hätte übernehmen können. Es war eine Arbeit für junge Leute, und es gab keine jungen Leute mehr in Bescos.

»Bescos hat drei Straßen, einen kleinen Platz mit einem Kreuz, ein paar verfallene Häuser, eine Kirche mit einem angrenzenden Friedhof daneben«, begann sie.

»Moment!« rief der Fremde.

Er zog einen Recorder aus der Tasche, stellte ihn auf den Tisch und drückte auf den Aufnahmeknopf.

»Mich interessiert alles in bezug auf die Geschichte von Bescos. Ich möchte kein einziges Wort vergessen, deshalb hoffe ich, daß es Sie nicht stört, wenn ich alles aufnehme.«

Chantal wußte nicht, ob sie sich dadurch stören lassen sollte oder nicht, aber sie ließ sich nicht aufhalten. Stundenlang hatte sie gegen ihre Angst angekämpft und schließlich allen Mut zusammengenommen, um anzufangen. Da wollte sie nicht unterbrochen werden.

»Bescos hat drei Straßen, einen kleinen Platz mit einem Kreuz, ein paar verfallene Häuser, ein paar gut erhaltene Häuser, eine Kirche, ein Hotel, einen Briefkasten auf einem Pfahl, eine Kirche mit einem kleinen, angrenzenden Friedhof.«

Zumindest war diesmal die Beschreibung vollständig. Jetzt war sie nicht mehr so aufgeregt.

»Wie wir alle wissen, war Bescos einst eine Räuberhöhle, bis es unserem großen Friedensstifter Ahab nach seiner Bekehrung durch den heiligen Savinus gelang, es zu diesem Dorf zu machen, das heute nur Männer und Frauen guten Willens beherbergt.

Was unser Fremder nicht weiß und ich jetzt erzählen werde, ist, wie Ahab seine Absicht umsetzte. Er hat zu keinem Augenblick versucht, jemanden zu überzeugen, denn er kannte die menschliche Natur. Sie würden Ehrbarkeit mit Schwäche verwechseln, und seine Macht würde in Frage gestellt werden.

Er tat folgendes: Er rief einige Zimmerleute aus einem benachbarten Dorf zusammen, gab ihnen ein Papier mit einer Zeichnung und wies sie an, etwas dort aufzubauen, wo heute das Kreuz steht. Zehn Tage lang hörten die Bewohner des Ortes das Lärmen der Hämmer, sahen sie Männer Holzstücke zersägen, Nut und Federn sägen, Schrauben eindrehen. Am Ende der zehn Tage wurde ein riesiges, von einem Tuch bedecktes Rätsel inmitten des Platzes aufgestellt. Ahab rief die Bewohner von Bescos zusammen, damit sie an der Einweihung des Denkmals teilnahmen.

Feierlich und ohne ein Wort zu sagen, zog er das Tuch weg: Es war ein Galgen. Mit einem Strick, Falltür und allem. Brandneu,

mit Bienenwachs versiegelt, damit ihm die Witterung nichts anhaben konnte. Ahab nutzte die Anwesenheit der versammelten Menge dazu, ein paar Gesetze zu verlesen, die die Landwirte schützten, die Viehzucht und Handel förderten, wobei er hinzufügte, daß sie alle in Zukunft eine ordentliche Arbeit finden oder andernfalls in eine andere Stadt ziehen müßten. Das >Denkmal<, das sie gerade enthüllt hatten, erwähnte er mit keinem Wort. Ahab war ein Mann, der nicht an Drohungen glaubte.

Am Ende der Versammlung bildeten sich mehrere Gruppen. Die meisten fanden, daß Ahab vom Heiligen betrogen worden sei, daß er seinen einstigen Mut verloren und darum den Tod verdient habe. In den folgenden Tagen wurden Pläne geschmiedet, wie sie ihn töten könnten. Aber alle mußten sie ständig an diesem Galgen vorbei und fragten sich: Wozu dient er? Sollen die umkommen, die die neuen Gesetze nicht einhalten? Wer steht auf Ahabs Seite, wer nicht? Haben wir Spitzel in unserer Mitte?

Der Galgen schaute die Menschen an und die Menschen den Galgen. Ganz allmählich machte der anfängliche Mut der Rebellen der Angst Platz. Ahab stand in dem Ruf, in bezug auf seine Entscheidungen unerschütterlich zu sein. Einige zogen fort, andere wagten sich an neue Geschäfte und Gewerbe - weil sie nicht wußten, wohin sie gehen sollten, oder wegen des Schattens, das jenes Todeswerkzeug mitten auf dem Platz warf. Es dauerte nicht lange, da war Bescos befriedet und zu einem großen Handelszentrum an der Grenze geworden, das die beste Wolle exportierte und erstklassigen Weizen anbaute.

Der Galgen stand zehn Jahre dort. Das Holz war widerstandskräftig, nur der Strick mußte immer wieder erneuert werden. Er wurde nie gebraucht. Ahab verlor auch nie ein Wort darüber. Es reichte der Blick darauf, um Mut zu Angst, Vertrauen in Mißtrauen, prahlerisches Gehabe in friedfertiges Gemurmel zu verwandeln. Als das Gesetz in Bescos lange genug geherrscht hatte, ließ Ahab nach zehn Jahren den Galgen kappen und an seiner Stelle aus demselben Holz ein Kreuz errichten.«

Chantal machte eine Pause. Die Bar, in der vollkommenes Schweigen herrschte, hörte dem einsamen Beifall des Fremden zu.

»Eine schöne Geschichte«, sagte er. »Ahab kannte die menschliche Natur tatsächlich. Nicht der Wunsch, die Gesetze zu befolgen, führt dazu, daß alle sich so verhalten, wie es die Gesellschaft verlangt, sondern die Angst vor Strafe. Jeder von uns trägt diesen Galgen in sich.«

»Heute reiße ich, weil mich der Fremde darum gebeten hat, das Kreuz heraus und stelle wieder einen Galgen auf den Platz«, fuhr die junge Frau fort.

»Carlos«, sagte jemand. »Er heißt Carlos, und es wäre höflicher, wenn du ihn mit seinem Namen statt mit >der Fremde< anreden würdest.«

»Ich kenne seinen Namen nicht. Alle Angaben im Melderegister sind falsch. Er hat nie mit einer Kreditkarte bezahlt. Wir wissen weder, woher er kommt, noch, wohin er unterwegs ist. Sogar der Anruf am Flughafen kann eine Lüge gewesen sein.«

Alle wandten sich dem Mann zu. Er hielt den Blick starr auf Chantal gerichtet.

»Als er die Wahrheit gesagt hat, habt ihr ihm nicht geglaubt. Er hat tatsächlich in einer Waffenfabrik gearbeitet, viele Abenteuer bestanden, war zugleich liebender Vater und skrupelloser Unterhändler. Ihr, die ihr hier lebt, könnt nicht begreifen, daß das Leben viel komplexer und reicher ist, als ihr glaubt.«

>Komm zur Sache, Mädchen!< dachte die Wirtin. Und Chantal fuhr fort:

»Vor vier Tagen hat er mir zehn sehr große Goldbarren gezeigt. Damit hätten sämtliche Bewohner von Bescos für die nächsten dreißig Jahre ausgesorgt, durchgreifende Neuerungen in der Stadt wären möglich, auch der Bau eines Spielplatzes für die Kinder, die dann hoffentlich wieder unseren Ort bevölkern würden. Anschließend hat er sie im Wald versteckt, und ich weiß nicht, wo sie jetzt sind.«

Alle Köpfe wandten sich wieder dem Fremden zu. Dieses Mal blickte er sie direkt an und nickte.

»Dieses Gold wird Bescos gehören, wenn jemand in den nächsten drei Tagen hier ermordet wird. Stirbt niemand, wird der Fremde fortgehen und seinen Schatz mitnehmen.

Das ist alles. Mehr habe ich nicht zu sagen, der Galgen steht wieder auf seinem Platz. Nur steht er diesmal nicht da, um ein Verbrechen zu verhindern, sondern, damit ein Unschuldiger daran aufgeknüpft wird und durch sein Opfer dem Ort zu Wohlstand verhelfe.«

Die Anwesenden wandten sich ein drittes Mal dem Fremden zu. Er nickte abermals.

»Diese junge Frau weiß eine Geschichte zu erzählen«, sagte er, schaltete den Recorder aus und steckte ihn in die Tasche.

Chantal drehte sich zur Spüle um und begann Gläser abzuwaschen. Die Zeit schien stillzustehen in Bescos. Keiner sagte etwas.

Man hörte nur das Rauschen des Spülwassers, das Klirren der Gläser auf dem Marmortresen, das Brausen des Windes im kahlen Geäst der Bäume draußen.

Der Bürgermeister brach die Stille.

»Wir werden die Polizei rufen.«

»Tut das«, sagte der Fremde. »Ich habe hier mein Tonband. Mein einziger Kommentar lautet: >Diese junge Frau weiß eine Geschichte zu erzählen.<«

»Ich möchte Sie bitten, sofort auf Ihr Zimmer zu gehen, Ihre Sachen zu packen und die Stadt zu verlassen«, forderte ihn die Wirtin auf.

»Ich habe eine Woche im voraus bezahlt und werde eine Woche bleiben. Auch wenn Sie die Polizei rufen wollen.«

»Ist Ihnen eigentlich klar, daß auch Sie der Ermordete sein könnten?«

»Selbstverständlich. Und das hat für mich keinerlei Bedeutung. Wenn ihr es allerdings tätet, hättet ihr ein Verbrechen

begangen, ohne dafür die versprochene Belohnung zu erhalten.«

Die Stammgäste verließen einer nach dem anderen die Bar, zuerst die Jüngeren, zuletzt gingen die Ältesten. Es blieben nur Chantal und der Fremde zurück.

Sie nahm ihre Tasche und zog ihre Jacke an. In der Tür drehte sie sich noch einmal um:

»Und Sie wollen ein Mann sein, der gelitten hat und Rache will«, sagte sie. »Ihr Herz ist tot, Ihre Seele ohne Licht. Der Dämon, der Sie begleitet, reibt sich die Hände, weil Sie das Spiel so spielen, wie er es will.«

»Danke, daß Sie meiner Bitte nachgekommen sind. Und dafür, daß Sie die interessante und wahre Geschichte über den Galgen erzählt haben.«

»Im Wald haben Sie gesagt, daß Sie eine Antwort auf bestimmte Fragen haben wollen. Aber nach Ihrem Plan wird nur die Bosheit belohnt. Wenn sich kein Mörder findet, sind nichts als lobende Worte der Lohn des Guten. Sie selber aber wissen doch auch, daß man mit Lob weder hungrige Münder stopft noch kaputte Häuser wieder heil macht. Sie wollen keine Antwort auf eine Frage, sondern nur bestätigt bekommen, was Sie unbedingt glauben wollen: Alle Menschen sind schlecht.«

Der Blick des Fremden verfinsterte sich, und Chantal wußte bereits, was das hieß.

»Wenn alle Menschen schlecht sind, ist die Tragödie, die Sie erlebt haben, gerechtfertigt«, fuhr sie fort. »Dadurch ist der Verlust Ihrer Frau und Ihrer Töchter einfacher zu akzeptieren. Gibt es aber gute Menschen, dann wird das Leben unerträglich, auch wenn Sie das Gegenteil behaupten. Denn dann hat Sie das Schicksal in eine Falle laufen lassen, die Sie nicht verdient haben. Sie wollen nicht das Licht zurückhaben: Sie wollen die Gewißheit, daß es nichts als Finsternis gibt.«

»Worauf wollen Sie hinaus?« Die Stimme des Fremden klang gepreßt.

»Auf eine gerechtere Wette. Wenn in drei Tagen niemand ermordet wird, erhält der Ort die zehn Goldbarren. Als Lohn für die Integrität seiner Bewohner.«

Der Fremde lachte.

»Und ich meinen Barren zum Lohn dafür, daß ich bei diesem finsteren Spiel mitgemacht habe.«

»Ich bin nicht dumm. Würde ich dem zustimmen, wäre das erste, was Sie täten, hinausgehen und es den anderen erzählen.«

»Das ist ein Risiko. Aber ich werde es nicht tun. Ich schwöre es bei meiner Großmutter und bei meiner ewigen Erlösung.«

»Das reicht nicht. Niemand weiß, ob Gott Schwüre erhört oder ob es überhaupt eine ewige Erlösung gibt.«

»Sie werden erfahren, daß ich es nicht getan habe, weil ich einen neuen Galgen inmitten des Ortes errichten werde. Jeder Trick wird leicht zu durchschauen sein. Außerdem würde mir keiner glauben, wenn ich jetzt hinausginge und allen erzählen würde, was wir eben gesprochen haben. Das wäre so, als käme man mit diesem ganzen Schatz nach Bescos und würde sagen: >Schaut her, das ist für euch, tut, was der Fremde will, oder auch nicht.< Diese Männer und Frauen sind gewohnt, hart zu arbeiten, jeden Centavo im Schweiße ihres Angesichts zu verdienen, und können sich nicht vorstellen, daß ein Schatz vom Himmel fallen könnte.«

Der Fremde zündete eine Zigarette an, trank sein Glas aus und erhob sich vom Tisch. Chantal stand in der offenen Tür, durch die die Kälte hereindrang, und wartete auf seine Antwort.

»Ich würde jeden kleinen Trick bemerken«, sagte er. »Ich bin jemand, der gewohnt ist, mit Menschen umzugehen, genau wie euer Ahab.«

»Da ist mir klar. Das heißt also >ja<.«

Ein weiteres Mal in dieser Nacht nickte er.

»Noch etwas. Sie glauben noch immer, daß der Mensch gut sein kann. Sonst hätten Sie nicht diesen ganzen Hokuspokus veranstaltet, um es sich selbst zu beweisen.«

Chantal schloß die Tür und ging schluchzend die menschenleer daliegende Hauptstraße hinunter. Nun war sie gegen ihren Willen doch noch in dieses Spiel verwickelt worden. Hatte aller Bosheit in der Welt zum Trotz gewettet, daß die Menschen gut seien. Niemals würde sie jemandem etwas über die Unterhaltung mit dem Fremden verraten, denn nun wollte auch sie das Ergebnis erfahren.

Sie wußte, daß hinter den Gardinen in ihren dunklen Häusern ganz Bescos lauerte und sie mit ihren Blicken nach Hause begleitete. Sei's drum. Es war zu dunkel, als daß man ihre Tränen sehen konnte.

Der Mann öffnete das Fenster in seinem Zimmer und hoffte, daß die Kälte die Stimme seines Dämons einen Augenblick lang verstummen lassen würde.

Es klappte nicht. Das hatte er schon vorausgesehen, weil der Dämon erregter denn je war wegen all dessen, was die junge Frau gerade gesagt hatte. Zum ersten Mal in vielen Jahren spürte er ihn schwach werden und sich sogar ein Weilchen entfernen, nur um jedoch gleich wiederzukehren, weder erstarkt noch geschwächt, sondern in seiner gewohnten Gestalt. Er wohnte in seiner rechten Gehirnhälfte, die Logik und Verstand regiert, aber er ließ sich nie blicken, so daß der Fremde gezwungen war, ihn sich vorzustellen. Er versuchte ihn auf tausend Arten zu sehen, vom traditionellen Teufel mit Schwanz und Hörnern bis zu einem kleinen blonden Mädchen mit Ringellocken. Am Ende entschied er sich für das Bild eines jungen Mannes von etwa zwanzig Jahren in schwarzer Hose, blauem Hemd und einer grünen, keck auf den schwarzen Haaren thronenden Baskenmütze.

Er hatte die Stimme zum ersten Mal auf einer Insel gehört, auf die er sich zur Erholung zurückgezogen hatte, nachdem er aus der Firma ausgetreten war. Tieftraurig saß er am Strand und versuchte sich verzweifelt einzureden, daß sein Schmerz ein Ende haben würde, als er den schönsten Sonnenuntergang seines Lebens sah. Da überkam ihn die Verzweiflung stärker denn je, und er gelangte an den absoluten Tiefpunkt, denn diese Abenddämmerung hätten seine Frau und seine Töchter

zu sehen verdient. Er weinte heftig und spürte, daß er vom Grund dieses Brunnenschachtes nie wieder heraufkommen würde.

In diesem Augenblick hörte er eine sympathische Stimme, die ihn tröstete, er sei nicht allein, alles, was ihm widerfahren sei, habe einen Sinn - und dieser Sinn liege darin zu zeigen, daß das Schicksal eines jeden vorbestimmt sei. Tragödien ereigneten sich immer, und wir könnten nicht verhindern, daß das Böse, das uns erwarte, haargenau eintreffe.

>Das Gute gibt es nicht: Die Tugend ist nur die Kehrseite der Angst<, hatte die Stimme gesagt. >Wenn der Mensch dies begreift, versteht er, daß die Welt nichts als eine Spielerei Gottes ist.<

Gleich darauf begann die Stimme - die sich als alleiniger Fürst dieser Welt zu erkennen gab, der alles weiß, was auf Erden geschieht -, ihm die Menschen rings um ihn herum am Strand zu zeigen. Der brave Familienvater, der gerade die Sachen einpackte und den Kindern half, sich etwas überzuziehen, hätte gern eine Affäre mit der Sekretärin gehabt, fürchtete sich aber vor der Reaktion seiner Frau. Die Frau hätte gern gearbeitet und wäre gern unabhängig gewesen, doch sie fürchtete sich vor der Reaktion ihres Mannes. Die Kinder verhielten sich wohlerzogen, weil sie sich vor Strafen fürchteten. Die junge Frau, die allein in einem Sonnenzelt ein Buch las, tat angeödet, obwohl ihre Seele vor Furcht davor verging, den Rest ihres Lebens vielleicht allein verbringen zu müssen. Der Junge mit dem Tennisschläger trainierte seinen Körper, zitterte aber davor, den Erwartungen seiner Eltern nicht gerecht werden zu können. Der Kellner, der den reichen Gästen tropische Cocktails servierte, lebte in ständiger Angst vor einer fristlosen Entlassung. Da war eine junge Frau, die gern Tänzerin geworden wäre, jetzt aber, um nicht anzuecken, Jura studierte. Und ein alter Mann, der weder rauchte noch trank, weil er sich angeblich so besser fühlte, dem aber in Wirklichkeit die Todesangst wie ein kalter Wind um die Ohren pfiff. Und das Pärchen, das fröhlich am Ufer entlanglief und das Wasser mit den Füßen aufwirbelte, verbarg hinter seinem Lächeln die

Angst davor, alt, uninteressant und krank zu werden. Auch der braungebrannte Mann auf seinem Boot, der mitten am Strand vor Anker gegangen war und lachend winkte, hatte Angst, sein Geld von heute auf morgen zu verlieren. Selbst der Hotelbesitzer, der die ganze paradiesische Szenerie von seinem Büro aus betrachtete und seiner Kundschaft immer jeden Wunsch von den Augen ablas, zitterte bei dem Gedanken, die Steuerfahnder könnten ihm irgendwelche Unregelmäßigkeiten in seiner Buchhaltung nachweisen.

Alle diese Menschen da am Strand lebten in ständiger Furcht, selbst bei diesem Sonnenuntergang, der einem den Atem nahm. Sie hatten Angst, allein zu bleiben; Angst vor der Dunkelheit, in der die Phantasie von Dämonen heimgesucht wurde; Angst, sich vorbeizubenehmen; Angst vor dem Richtspruch Gottes; Angst vor dem, was die anderen sagen könnten; Angst vor der Justiz, die jedes Vergehen bestrafte; Angst davor, ein Risiko einzugehen und eine Niederlage einzustecken; Angst, zu gewinnen und mit dem Neid der anderen leben zu müssen; Angst, zu lieben und abgewiesen zu werden; Angst davor, eine Gehaltserhöhung zu fordern, eine Einladung anzunehmen, an fremde Orte zu gehen, eine Fremdsprache nicht sprechen, andere nicht beeindrucken zu können; Angst vorm Altwerden und vorm Sterben; Angst davor, aufgrund seiner Fehler und nicht aufgrund seiner Vorzüge aufzufallen.

Angst, Angst, Angst. Das Leben war ein Terrorregime im Schatten der Guillotine. >Ich hoffe, das tröstet dich etwas<, hörte er den Dämon sagen. >Alle vergehen vor Angst. Du bist nicht allein. Der einzige Unterschied ist, daß du das Schwierigste schon hinter dir hast. Was du am meisten gefürchtet hast, ist geschehen. Du hast nichts zu verlieren, während die Menschen hier am Strand ständig mit dieser Angst leben. Einigen ist sie bewußter als anderen, die ihre Angst zu verdrängen suchen, doch alle wissen, daß es sie gibt und daß sie sie am Ende zu fassen kriegt.<

So unglaublich es klingen mag, aber was er da hörte, beruhigte ihn, als könnte fremdes Leid sein eigenes lindern. Von da an

wich der Dämon nicht mehr von seiner Seite. Er lebte jetzt seit zwei Jahren mit ihm, und es stimmte den Fremden weder froh noch traurig, zu wissen, daß er sich seiner Seele vollständig bemächtigt hatte.

Je mehr er sich an die Anwesenheit des Dämons gewöhnte, desto mehr wollte er über den Ursprung des Bösen wissen, erhielt jedoch auf keine seiner Fragen eine genaue Antwort:

>Es bringt nichts, herauszufinden, warum es mich gibt. Wenn du eine Erklärung haben willst, dann sage dir doch einfach, daß Gott in mir die Möglichkeit gefunden hat, sich dafür zu strafen, daß er in einem Augenblick der Zerstreutheit das Universum geschaffen hat.<

Da der Dämon selbst so wenig Auskunft gab, begann der Mann alles zusammenzusuchen, was es über die Hölle gab. Er fand heraus, daß die meisten Religionen etwas hatten, was sie den >Ort der Strafe< nannten, an den sich die unsterbliche Seele begab, wenn sie gegen die Gesetze der Gemeinschaft verstoßen hatte (alles schien sich immer nur um die Gemeinschaft zu drehen und nicht um das Individuum). Einige besagten, daß der Geist, sobald er den Körper verlassen hatte, einen Fluß überqueren, sich einem Hund stellen und durch ein Tor gehen mußte, von dem es kein Zurück gab. Da der Leichnam in ein Grab getan wurde, stellte man sich diesen Ort der Qualen dunkel, im Inneren der Erde gelegen vor. Wegen der Vulkane wußte man, daß die Erde im Inneren voller Feuer war, und die Phantasie des Menschen schuf daraus die Flammen, die die Sünder peinigten.

Eine der interessantesten Beschreibungen der Verdammnis hatte er in einem arabischen Buch gefunden: Dort stand, daß die Seele, sobald sie den Körper verlassen habe, eine Brücke überqueren mußte, dünner als die Klinge eines Messers, auf deren rechten Seite das Paradies lag und auf der linken eine Reihe von Kreisen in die Dunkelheit im Erdinnern führten. Beim Überschreiten der Brücke (das Buch gab nicht an, wohin sie führte), trug jeder seine Tugenden in der rechten Hand und seine Sünden in der linken - und das Ungleichgewicht machte,

daß er auf die Seite stürzte, zu der ihn seine Taten auf Erden geführt hatten.

Der christliche Glaube erzählte von einem Ort, an dem man Heulen und Zähneklappern hörte. Das Judentum sprach von einer inneren Hölle, in der es Raum für eine bestimmte Anzahl Seelen gab - eines Tages würde die Hölle voll sein und die Welt aufhören. Der Islam erzählte von einem Feuer, in dem alle verbrannt werden, »es sei denn, Gott wünschte das Gegenteil«. Für die Hindus war die Hölle niemals ein Ort ewiger Qualen, da nach ihrem Glauben die Seele nach einer gewissen Zeit wiedergeboren wird, um die Sünden an der Stelle zu büßen, wo sie sie begangen hat -nämlich auf der Erde. Dennoch gab es 21 Orte des Leidens in dem, was der Hinduismus »die unteren Welten« nannte.

Auch die Buddhisten unterschieden zwischen verschiedenen Arten der Strafe, die die Seele erleiden konnte: acht Höllen aus Feuer, acht vollständig vereiste, dazu noch ein Reich, in dem der Verdammte weder Hitze noch Kälte, sondern nur unendlichen Hunger und Durst spürte.

Das war jedoch nichts im Vergleich zur ungeheuren Vielfalt, die sich die Chinesen ausgedacht haben. Im Gegensatz zu anderen Völkern, die die Hölle ins Erdinnere verlegten, gingen die Seelen der Sünder auf einen Berg mit dem Namen >Der kleine Eisenwall<, der von einem zweiten, dem Großen Wall, umgeben war. Den Raum zwischen den beiden Wällen beherrschten acht große, übereinanderliegende Höllen, die ihrerseits 16 kleine Höllen kontrollierten, die wiederum zehntausend darunterliegende Höllen kontrollierten. Für die Chinesen waren die Dämonen nichts anderes als die Seelen derjenigen, die ihre Strafen abgebüßt hatten, und lieferten somit als einzige eine überzeugende Erklärung für den Ursprung der Dämonen. Sie waren böse, weil sie die Bosheit am eigenen Leibe erfahren hatten und sie jetzt in einem unendlichen Zyklus der Rache an andere weitergeben wollten.

>Wie ich vielleicht auch<, sagte sich der Fremde, indem er sich an die Worte von Chantal Prym erinnerte. Der Dämon hatte sie auch gehört und gespürt, daß er ein bißchen von dem mühsam

errungenen Terrain verloren hatte. Er konnte es nur zurückgewinnen, indem er jeglichen Zweifel aus dem Geist des Fremden ausräumte.

»In Ordnung, du hattest einen Zweifel«, sagte der Dämon. »Aber die Furcht bleibt. Die Geschichte mit dem Galgen war wirklich gut, sie veranschaulicht sehr gut, daß die Menschen nur aus Angst tugendhaft sind, aber im Grunde sind sie schlecht, sie sind alle meine Nachfahren.«

Der Fremde zitterte vor Kälte, beschloß aber, das Fenster noch eine Weile offenzulassen.

»Gott, ich habe nicht verdient, was mir widerfahren ist. Was Du mit mir gemacht hast, kann ich auch anderen antun. Das ist Gerechtigkeit.«

Der Dämon erschrak, zog es aber vor, zu schweigen. Er konnte nicht zeigen, daß auch er von Furcht erfüllt war. Der Mann wetterte gegen Gott und rechtfertigte seine Taten, aber es war das erste Mal, daß er sich an den Himmel wandte.

Das war ein schlechtes Zeichen.

>Gutes Zeichen!< war Chantals erster Gedanke, als sie die Hupe des Lieferwagens hörte, der das Brot brachte. Das Leben in Bescos ging weiter wie immer, das Brot wurde gebracht, und die Leute kamen aus ihren Häusern. Sie würden den ganzen Samstag und Sonntag Zeit haben, den verrückten Vorschlag zu diskutieren, der ihnen gemacht worden war, und am Montag morgen fast reuevoll zusehen, wie der Fremde seine Koffer packte und abreiste. Am Nachmittag würde sie ihnen dann von der Wette erzählen, die sie abgeschlossen hatte, und ihnen verkünden, daß sie die Schlacht gewonnen hätten und nunmehr reich seien.

Sie würde nie zu den Heiligen gehören wie der heilige Savinus, aber man würde sich über viele Generationen ihrer als der jungen Frau erinnern, die das Dorf vor der zweiten Heimsuchung durch das Böse bewahrt hatte. Vielleicht würden Legenden um sie gerankt, künftige Bewohner des Ortes sie zu einer wunderschönen Frau hochstilisieren, die als einzige Bescos in jungen Jahren nicht verließ, weil sie eine Mission zu

erfüllen hatte. Fromme Frauen würden ihr zu Ehren Kerzen anzünden, junge Männer seufzend für die Heldin schwärmen, die sie nicht kennenlernen konnten.

Sie war stolz auf sich; um keinen Preis durfte sie den Goldbarren erwähnen, der ihr gehörte, denn sonst würden die anderen sie am Ende noch davon überzeugen, daß zum Heiligsein auch gehörte, daß man sein Hab und Gut verteilte.

Auf ihre Art half sie dem Fremden, seine Seele zu retten, und Gott würde das berücksichtigen, wenn sie dereinst über ihre Taten Zeugnis ablegen mußte. Das Schicksal dieses Mannes war ihr letztlich gleichgültig. Sie wünschte sich nur sehnlichst, daß die kommenden zwei Tage so schnell wie möglich vergingen, denn länger konnte sie ihr Geheimnis nicht für sich behalten.

Die Bewohner von Bescos waren weder besser noch schlechter als die der Nachbarorte, aber eins waren sie ganz gewiß nicht: Menschen, die für Geld ein Verbrechen begingen. Dessen war sie sich sicher. Jetzt, wo die Geschichte publik war, konnte keiner mehr eigenmächtig handeln, denn erstens würde die Belohnung gleichmäßig verteilt werden, und sie kannte niemanden, der wegen eines Gewinns, den andere machen könnten, ein Risiko eingehen würde. Und selbst für den undenkbaren Fall, daß einer es trotzdem versuchte, konnte er dies nur im Einverständnis mit den anderen tun - das erwählte Opfer natürlich ausgenommen. Es brauchte nur ein Mensch dagegen zu sein - und notfalls würde sie dieser Mensch sein -, und die Männer und Frauen von Bescos liefen Gefahr, samt und sonders angezeigt und festgenommen zu werden. Da blieb man besser arm und ehrbar, als reich im Gefängnis zu landen.

>In diesem Drei-Straßen-Dorf löste schon eine einfache Bürgermeisterwahl hitzige Debatten und Zwietracht aus<, überlegte Chantal, während sie die Treppe hinunterstieg. Als sie einen Kinderspielplatz im unteren Teil von Bescos bauen wollten, waren sie sich derart in die Haare geraten, daß er nie gebaut wurde. Die einen sagten, es gebe ohnehin keine Kinder im Ort, die anderen hielten lautstark dagegen, ein Spielplatz würde wieder Kinder nach Bescos zurückbringen, wenn deren

Eltern in den Ferien den Ort besuchten und feststellten, daß es einen Fortschritt gegeben habe. In Bescos wurde alles diskutiert: die Qualität des Brotes, die Jagdvorschriften, ob es einen verfluchten Wolf gab oder nicht, der Fremde, Berthes Verhalten und - hinter vorgehaltener Hand - vermutlich auch Chantal Pryms Schäferstündchen mit diversen Hotelgästen.

Sie ging zum Lieferwagen wie jemand, der erstmals im Leben eine Hauptrolle in der Dorfgeschichte spielt. Bislang war sie nur immer die arme Waise gewesen, die nirgendwo dazugehörte, das junge Mädchen, das keinen Mann fand, die bedauernswerte Serviererin, die Abend für Abend bedienen mußte. Ihr Warten würde nicht umsonst sein. Noch zwei Tage, und alle würden ihr die Füße küssen, ihr für den Reichtum und ihre Großzügigkeit danken, vielleicht darauf bestehen, daß sie bei den nächsten Bürgermeisterwahlen kandidierte (so gedacht, wäre es vielleicht besser, noch etwas hier zu bleiben und den Ruhm noch etwas zu genießen).

Die Gruppe von Leuten um den Lieferwagen kaufte schweigend ihr Brot. Alle wandten sich zu ihr um, sagten aber kein einziges Wort.

»Was ist hier los?« fragte der junge Mann, der das Brot ausfuhr. »Ist jemand gestorben?«

»Nein«, antwortete der Schmied, der da war, obwohl es Samstagmorgen war und er hätte ausschlafen können. »Es geht jemandem schlecht, und wir machen uns Sorgen.«

Chantal verstand nicht recht, was da geschah.

»Kaufen Sie schnell, was Sie brauchen«, hörte sie jemanden sagen. »Der junge Mann muß weiter.«

Sie streckte ihm automatisch die Münzen hin und nahm ihr Brot. Der junge Mann vom Lieferwagen zuckte mit den Schultern und fragte nicht weiter, reichte ihr das Wechselgeld, wünschte allen einen guten Tag und fuhr davon.

»Jetzt hätte ich aber gern gewußt: Was ist hier los?« sagte sie, und vor Angst war ihre Stimme ungebührlich laut.

»Sie wissen doch, was los ist«, sagte der Schmied. »Sie wollen, daß wir für Geld ein Verbrechen begehen.«

»Ich will überhaupt nichts! Ich habe nur getan, was dieser Mann von mir verlangt hat. Seid ihr denn alle verrückt geworden?«

»Sie sind verrückt geworden. Sie hätten sich nie zum Boten dieses Wahnsinnigen machen dürfen! Was wollen Sie? Verdienen Sie etwas daran? Wollen Sie diesen Ort zur Hölle machen, wie in der berühmten arabischen Geschichte? Haben Sie Anstand und Ehre vergessen?«

Chantal zitterte.

»Ihr seid alle verrückt geworden! Hat jemand von euch diese Wette etwa ernst genommen?«

»Laßt sie«, sagte die Wirtin. »Kümmern wir uns um unser Frühstück.«

Die Gruppe löste sich allmählich auf. Chantal zitterte immer noch, hielt das Brot in der Hand und konnte sich nicht wegbewegen. All diese Leute, die immer übereinander herzogen, waren sich zum ersten Mal einig: Sie war die Schuldige. Nicht der Fremde, nicht die Wette. Nein, sie, Chantal Prym, war diejenige, die zum Verbrechen aufgefordert hatte. Stand die Welt plötzlich kopf?

Sie legte das Brot vor ihre Tür und ging hinaus in die Berge. Sie hatte weder Hunger noch Durst noch sonst irgendeinen Wunsch. Sie hatte etwas sehr Wichtiges begriffen, etwas, was sie mit Angst und Schrecken erfüllte.

Niemand hatte dem Mann mit dem Lieferwagen ein Wort gesagt.

Ein solches Ereignis wäre sonst selbstverständlich mit empörtem Gelächter quittiert worden, aber der Mann mit dem Lieferwagen, der Brot und Klatsch in die Dörfer der Umgebung ausfuhr, war ahnungslos weitergefahren. Offenbar waren die Leute von Bescos an diesem Tag zum ersten Mal zusammengekommen.

Niemand hatte Zeit gehabt, über das zu reden, was in der Nacht zuvor in der Bar vorgefallen war, dennoch waren bereits

ausnahmslos alle im Bild und unbewußt einen Pakt des Schweigens eingegangen.

Möglicherweise hatte also jeder von ihnen im Grunde seines Herzens das Undenkbare gedacht, sich das Unvorstellbare vorgestellt.

Berthe rief sie. Sie saß wie immer auf ihrem Platz und wachte über den Ort - vergebens, denn die Gefahr war bereits da und erwies sich als viel größer, als irgendeiner sich vorstellen konnte.

»Ich möchte jetzt nicht reden«, sagte Chantal. »Ich kann überhaupt weder denken noch reden noch sonstwie reagieren.«

»Dann hör einfach zu. Setz dich.«

Seit dem Aufwachen heute früh war Berthe die einzige, die sie höflich behandelte. Chantal setzte sich nicht nur, sondern umarmte sie lange schweigend, bis Berthe das Schweigen brach.

»Geh jetzt in den Wald, das bringt dich auf andere Gedanken. Du weißt, daß dies nicht dein Problem ist. Sie wissen das auch, aber sie brauchen einen Sündenbock.«

»Es ist der Fremde.«

»Das wissen du und ich. Sonst aber niemand. Alle wollen glauben, daß sie verraten wurden, daß du das längst hättest erzählen sollen, daß du ihnen nicht vertraut hast.«

»Verraten?«

»Ja.«

»Warum wollen sie das glauben?«

»Denk einmal nach.«

Chantal überlegte. Weil sie einen Sündenbock brauchten. Ein Opfer.

»Ich weiß nicht, wie diese Geschichte enden wird«, sagte Berthe. »Bescos ist ein Ort, in dem ehrbare Menschen leben, auch wenn sie, wie du selbst gesagt hast, etwas feige sind. Trotzdem gehst du vielleicht am besten eine Weile fort.«

Berthe machte Witze. Eine solche Wette konnte niemand ernst nehmen. Niemand. Und sie, Chantal, hatte weder Geld noch einen Ort, an den sie hätte gehen können.

Das stimmte nicht: Ein Goldbarren erwartete sie und konnte sie an jeden Ort auf dieser Welt bringen. Aber daran wollte sie auf gar keinen Fall denken.

War es Ironie des Schicksals, daß just in diesem Moment der Fremde an ihnen vorbei in die Berge ging, wie jeden Morgen? Er grüßte sie mit einem Nicken und schritt weiter aus. Berthe folgte ihm mit dem Blick, während Chantal festzustellen versuchte, ob jemand im Ort zugesehen hatte. Die würden sagen, sie sei seine Komplizin. Sie würden sagen, es gebe einen Geheimkode zwischen ihnen beiden.

»Er ist ernster«, sagte Berthe. »Irgend etwas ist da seltsam.«

»Vielleicht ist ihm klargeworden, daß sein Scherz bitterer Ernst geworden ist.«

»Nein, es ist noch etwas anderes. Ich weiß nicht, was... aber es ist so, als... nein, nein, ich weiß nicht, was es ist.«

>Mein Mann wird es wissen<, dachte Berthe und spürte ein nervöses, unbehagliches Gefühl, das von links zu ihr herüberkam. Aber jetzt war nicht der geeignete Augenblick, um mit ihm zu reden.

»Irgendwie erinnert mich das Ganze an die Geschichte mit Ahab«, sagte sie zu Chantal Prym.

»Ich will nichts von Ahab, keine Geschichten, ich will überhaupt nichts hören! Ich will nur, daß die Welt wieder so ist, wie sie war, daß Bescos mit all seinen Fehlern nicht durch den Wahnsinn eines Mannes zerstört wird!«

»Sieht so aus, als liebtest du diesen Ort mehr, als du denkst.«

Chantal zitterte. Berthe umarmte sie wieder und bettete Chantals Kopf an ihre Schulter, als wäre sie die Tochter, die sie nicht gehabt hatte.

»Wie ich schon sagte, kannte Ahab eine Geschichte über die Hölle und den Himmel, die früher von den Eltern auf die Kinder überging, heute aber längst vergessen ist. Ein Mann, sein Pferd

und sein Hund wanderten eine Straße entlang. Als sie nahe an einem riesigen Baum vorbeikamen, erschlug ein Blitz alle drei. Doch der Mann bemerkte nicht, daß sie diese Welt bereits verlassen hatten, und wanderte mit seinen beiden Tieren weiter. Manchmal brauchen die Toten etwas Zeit, bis sie sich ihrer neuen Lage bewußt werden...«

Berthe dachte an ihren Mann, der immer noch drängte, sie solle die junge Frau wegschicken, da er ihr etwas Wichtiges mitzuteilen habe. Vielleicht war es an der Zeit, ihm zu erklären, daß er tot war und sie nicht andauernd bei ihrer Geschichte unterbrechen sollte.

»Die Wanderung war sehr weit, führte hügelan, die Sonne brannte, und sie waren verschwitzt und durstig. An einer Wegbiegung sahen sie ein wunderschönes marmornes Tor, das zu einem mit Gold gepflasterten Platz führte, mit einem Brunnen in der Mitte, aus dem kristallklares Wasser floß. Der Wanderer wandte sich an den Mann, der das Tor bewachte.

>Guten Tag.<

>Guten Tag<, entgegnete der Wächter.

>Ein wunderschöner Ort ist das hier, wie heißt er?<

>Hier ist der Himmel.<

>Wie gut, daß wir im Himmel angekommen sind, denn wir haben großen Durst.<

>Sie können gern hereinkommen und soviel Wasser trinken, wie Sie wollen<, sagte der Wächter und wies auf den Brunnen.

>Mein Pferd und mein Hund haben auch Durst.<

>Tut mir leid<, sagte der Wächter. >Tieren ist der Zutritt verboten.<

Der Mann war enttäuscht, weil sein Durst groß war, aber er wollte nicht allein trinken. Er dankte dem Wächter und zog weiter. Nachdem sie lange bergauf gewandert waren, kamen sie an einen Ort mit einem alten Gatter, das auf einen mit Bäumen gesäumten Weg aus gestampfter Erde ging. Im Schatten eines der Bäume lag ein Mann, den Hut in die Stirn gedrückt, und schien zu schlafen.

>Guten Tag<, sagte der Wanderer.

Der Mann nickte.

>Wir haben großen Durst, mein Pferd, mein Hund und ich.<

>Dort zwischen den Steinen ist eine Quelles sagte der Mann und wies auf die Stelle. >Ihr könnt nach Lust und Laune trinken.<

Der Mann, das Pferd und der Hund gingen zur Quelle und stillten ihren Durst.

Der Wanderer dankte abermals.

>Kommt wieder, wann ihr wollt<, antwortete der Mann.

>Wie heißt übrigens dieser Ort?<

>Himmel.<

>Himmel? Aber der Wächter am Marmortor hat mir gesagt, daß dort der Himmel sei.<

>Das war nicht der Himmel, das war die Hölle.<

Der Wanderer war verwirrt. >Ihr solltet verbieten, daß sie euren Namen benutzen! Diese falsche Auskunft wird viel Durcheinander stiften!<

>Auf gar keinen Fall. In Wahrheit tun die uns einen großen Gefallen. Denn dort bleiben alle, die es fertigbringen, ihre besten Freunde im Stich zu lassen.<

Berthe streichelte den Kopf der jungen Frau und spürte, daß das Gute und das Böse sich darin einen unerbittlichen Kampf lieferten; sie riet ihr, in den Wald zu gehen und die Natur zu fragen, an welchen Ort sie sich begeben solle.

»Denn ich ahne, daß unser kleines, in die Berge geschmiegtes Paradies kurz davor steht, seine Freunde im Stich zu lassen.«

»Sie irren sich, Berthe. Sie gehören einer anderen Generation an. Die Menschen hier haben Würde. Und wenn sie keine Würde haben, so mißtrauen sie einander. Und wenn sie kein Mißtrauen haben, dann haben sie Angst.«

»Gut, dann irre ich mich eben. Trotzdem: Tu mir den Gefallen und hör, was die Natur dir zu sagen hat.«

Chantal machte sich auf den Weg. Und Berthe wandte sich an den Geist ihres Mannes, bat ihn, sich nicht aufzuregen und sie nicht ständig zu unterbrechen, wenn sie einem jüngeren Menschen zu raten versuche. Sie sei eine erwachsene Frau und ein reifer Mensch dazu. Sie könne sich inzwischen gut um sich selber kümmern, und jetzt müsse sie sich um das Dorf kümmern.

Ihr Mann bat sie, vorsichtig zu sein und der jungen Frau nicht zu viele gute Ratschläge zu geben, schließlich wisse niemand, wohin diese Geschichte noch einmal führen würde.

Berthe war überrascht, denn sie hatte immer geglaubt, die Toten wüßten alles. Hatte denn nicht ihr verstorbener Mann sie vor der nahenden Gefahr gewarnt? Vielleicht wurde er zu alt und fing an, sich noch andere Macken zuzulegen als nur die, seine Suppe partout nur mit einem ganz bestimmten Löffel essen zu wollen.

Der Mann sagte, alt sei sie, denn die Toten blieben immer gleich alt. Und auch wenn sie Dinge wüßten, die die Lebenden nicht kannten, brauchten sie doch länger, um in dem Ort aufgenommen zu werden, an dem die höheren Engel leben. Er sei noch ein neuer Toter (es sei keine fünfzehn Jahre her, seit er die Erde verlassen habe) und hätte noch viel zu lernen, auch wenn er bereits eine Menge helfen könne.

Berthe fragte, ob der Ort der höheren Engel schöner und angenehmer sei. Ihr Mann meinte, es ginge ihm gut, sie solle mit ihren Scherzen aufhören und ihre Energie darauf verwenden, Bescos zu retten. Nicht daß ihn das besonders interessiere - schließlich sei er tot -, bislang habe niemand das Thema der Wiedergeburt angesprochen (wenngleich er schon einige Unterhaltungen zu dieser Möglichkeit gehört habe), aber selbst wenn eine Reinkarnation möglich sei, wolle er an einem Ort wiedergeboren werden, den er nicht kenne. Ihm sei daran gelegen, daß seine Frau es in den Tagen, die ihr noch auf dieser Welt vergönnt waren, ruhig und gut habe.

>Dann mach dir keine Sorgens dachte Berthe. Der Mann wollte davon nichts wissen. Er drängte sie, etwas zu unternehmen.

Wenn das Böse siegte - selbst in einem kleinen, vergessenen Ort wie Bescos, mit seinen drei Straßen, einem Platz und einer Kirche -, konnte es von da auf das Tal, die Region, das Land, den Kontinent, die Meere, die ganze Welt übergreifen.

Obwohl Bescos 281 Einwohner zählte - mit Berthe als Dorfältester und Chantal als -jüngster -, hatte doch nur ein halbes Dutzend Personen im Ort das Sagen: Die Wirtin war für das Wohlergehen der Touristen zuständig, der Priester für das Seelenheil, der Bürgermeister für die Jagdvorschriften, die Bürgermeistersfrau für den Bürgermeister und seine Entscheidungen; und dann waren da noch der Schmied, der vom verfluchten Wolf gebissen worden war und überlebt hatte, und der Mann, dem die meisten Ländereien in der Umgegend gehörten. Er war es übrigens gewesen, der sein Veto gegen den Bau eines Spielplatzes eingelegt hatte, weil sich das Grundstück ausgezeichnet für eine Luxussiedlung eignete. Die anderen Bewohner von Bescos kümmerte wenig, was im Ort geschah oder nicht, weil sie mit ihren Schafen, Feldern und Familien genug zu tun hatten. Sie gingen in die Hotelbar und zur Messe, befolgten die Gesetze, ließen ihre Werkzeuge beim Schmied reparieren und kauften hin und wieder ein Stück Land dazu.

Der Besitzer der Ländereien kam nie in die Bar. Er hatte von der Geschichte durch seine Angestellte erfahren, die an jenem Abend dort gewesen und aufgeregt nach Haus gegangen war, um ihren Freundinnen und ihm zu berichten, daß der Hotelgast ein reicher Mann war, mit dem es sich lohnen könnte, ein Kind zu zeugen, um so an einen Teil seines Vermögens zu kommen. Aus Sorge um die Zukunft - oder aus Angst, Chantal Pryms Geschichte könnte sich herumsprechen und Jäger und Touristen künftig fernhalten - hatte er eine Krisensitzung einberufen. Und während Chantal durch den Wald stapfte, der Fremde sich in seinen geheimnisvollen Wanderungen erging und Berthe mit ihrem Mann darüber sprach, wie sie es anstellen sollte, den Ort zu retten, versammelten sich die sechs Honoratioren des Dorfes in der Sakristei der kleinen Kirche.

»Uns bleibt nichts anderes übrig, als die Polizei zu rufen«, begann der Besitzer der Ländereien. »Das Gold gibt es überhaupt nicht. Dieser Mann will nur einfach meine Angestellte verführen.«

»Sie können nicht mitreden, denn Sie waren ja gar nicht dabei«, entgegnete der Bürgermeister. »Das Gold gibt es tatsächlich. Chantal Prym wird doch ihren Ruf nicht ohne einen konkreten Beweis aufs Spiel setzen. Das ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß wir die Polizei rufen müssen. Der Fremde ist wahrscheinlich ein gesuchter Bandit, auf den ein Kopfgeld ausgesetzt ist und der versucht, seine Beute hier ins trockene zu bringen.«

»Unsinn!« unterbrach ihn die Bürgermeistersfrau. »Dann würde er sich doch viel unauffälliger verhalten.«

»Stimmt alles nicht. Wir müssen die Polizei rufen«, meldete sich erneut der Besitzer der Ländereien.

Dann waren sich alle einig. Der Priester schenkte Wein aus, damit sich die Geister beruhigten. Sie begannen abzusprechen, was sie der Polizei sagen wollten, da sie keinen Beweis gegen den Fremden hatten. Es war durchaus möglich, daß alles mit der Festnahme von Chantal Prym wegen Anstiftung zu einem Verbrechen endete. »Der einzige Beweis ist das Gold. Ohne Gold wird nichts daraus.«

Klar. Aber wo war das Gold? Nur eine einzige Person hatte es gesehen, und die wußte nicht, wo es versteckt war.

Der Priester schlug vor, Suchtrupps zu bilden. Die Hotelbesitzerin trat an das Fenster der Sakristei, das zum Friedhof hinausging.

Sie wies auf die Berge auf der einen Seite, die Berge auf der anderen und das Tal dazwischen.

»Wir würden hundert Jahre und hundert Leute brauchen.«

Der Besitzer der Ländereien bedauerte insgeheim, daß der Friedhof ausgerechnet an dieser Stelle angelegt worden war. Der Blick war wundervoll, und die Toten hatten ohnehin nichts davon.

»Irgendwann würde ich gern mit Ihnen über den Friedhof reden«, sagte er zum Priester. »Ich könnte Ihnen im Tausch gegen diesen Friedhof neben der Kirche einen viel größeren Platz für die Toten ganz in der Nähe anbieten.«

»Niemand wird das Land kaufen wollen, um da zu bauen, wo früher die Toten gewohnt haben.«

»Vielleicht niemand von hier. Aber die Touristen, die sind ganz verrückt nach Sommerhäusern. Man muß nur die Hiesigen bitten, nichts darüber zu sagen. Das brächte mehr Geld für die Stadt und mehr Steuern für das Bürgermeisteramt.«

»Sie haben recht. Man muß sie nur bitten, nichts zu sagen. Das wird nicht schwierig sein.«

Und plötzlich herrschte Stille. Eine lastende Stille, die niemand zu brechen wagte. Die beiden Frauen schauten zum Fenster hinaus, der Priester polierte eine kleine Bronzeskulptur, der Ländereienbesitzer schenkte sich noch einen Schluck Wein nach, der Schmied spielte mit den Schnürsenkeln seiner Stiefel. Und der Bürgermeister sah andauernd auf die Uhr, als hätte er noch weitere Termine.

Keiner rührte sich. Sie wußten genau, daß in Bescos alle wie ein Mann geschwiegen hätten, wenn sich ein Interessent für das Grundstück gefunden hätte, auf dem jetzt der Friedhof lag. Allein schon um sich daran zu weiden, daß ein anderer versuchte, in dem vom Aussterben bedrohten Kaff zu überleben. Und keiner hätte sich für sein Stillschweigen bezahlen lassen.

Stellt euch vor, ihr würdet es bekommen.

Stellt euch vor, ihr würdet soviel Geld bekommen, daß es bis an euer Lebensende reichen würde.

Stellt euch vor, ihr würdet soviel Geld bekommen, daß es bis an euer Lebensende und das Lebensende eurer Kinder reichen würde.

In genau diesem Augenblick wehte ein unerwarteter Windstoß durch die Sakristei.

»Was schlagt ihr nun vor?« fragte der Priester nach fünf langen Minuten.

Alle wandten sich ihm zu.

»Wenn die Bewohner wirklich nichts sagen würden, denke ich, könnten wir die Verhandlungen weiter vorantreiben«, antwortete der Besitzer der Ländereien, der seine Worte sorgfältig wählte, damit er nicht falsch, bzw. damit er richtig verstanden wurde. »Es sind brave, arbeitsame, zurückhaltende Leute«, fuhr die Hotelbesitzerin ebenso doppeldeutig fort. »Heute noch, als der junge Bäckergeselle wissen wollte, was bei uns los ist, hat keiner was gesagt. Ich glaube, wir können ihnen vertrauen.«

Wieder herrschte Schweigen. Nur diesmal war es bedrückend, nicht mehr zu überspielen. Dennoch ging das Spiel weiter, und der Schmied ergriff das Wort:

»Das Problem ist nicht die Verschwiegenheit der Bewohner, sondern die Tatsache, daß es unmoralisch, inakzeptabel ist, dies zu tun.«

»Was zu tun?«

»Geheiligtes Land zu verkaufen.«

Ein erleichtertes Seufzen ging durch den Saal. Jetzt konnten sie die Frage der Moral angehen, da die praktische Seite weit gediehen war.

»Unmoralisch ist es, zuzuschauen, wie Bescos verfällt«, sagte die Bürgermeistersfrau. »Bewußt mit anzusehen, daß wir de letzten sind, die hier leben, und daß der Traum unserer Großeltern, unserer Vorfahren, Ahabs, der Kelten, in ein paar Jahren ausgeträumt sein wird. In Kürze werden auch wir den Ort verlassen: Die einen gehen ins Altersheim, die anderen wandern in die großen Städte ab und klammern sich dort an ihre Kinder, weil sie sich am neuen Ort nicht eingewöhnen können und Heimweh haben nach Bescos, das sie der nachfolgenden Generation nicht so weitergeben konnten, wie sie es von der Elterngeneration übernommen haben.«

»Sie haben recht«, fuhr der Schmied fort. »Das Leben, das wir führen, ist unmoralisch. Denn wenn Bescos so weitermacht, liegen diese Felder von einem Tag auf den anderen brach oder werden für einen Apfel und ein Ei verkauft: Maschinen werden kommen, bessere Straßen werden gebaut werden. Die Häuser werden abgerissen, Metallkonstruktionen werden an die Stelle der Steinbauten treten, die unsere Vorfahren einstmals mühsam aufgeschichtet haben. Die Felder werden mit Maschinen bestellt, die Landarbeiter kommen tagsüber und kehren abends in ihre weit abgelegenen Behausungen zurück. Es ist eine Schande für unsere Generation. Wir haben unsere Kinder nicht halten können und mußten sie in die großen Städte ziehen lassen.«

»Wir müssen unser Bescos wie auch immer erhalten«, sagte der Ländereienbesitzer, der vielleicht als einziger vom Niedergang des Dorfes profitierte, da er alles aufkaufen und anschließend an irgendeine Großindustrie weiterverkaufen konnte. Aber er war nicht daran interessiert, Land billig zu verkaufen, in dem vielleicht ein Vermögen vergraben lag.

»Möchten Sie etwas dazu sagen, Pater?« fragte die Wirtin.

»Das einzige, was ich gut kenne, ist meine Religion, wo das Opfer eines einzigen Menschen die ganze Menschheit gerettet hat.«

Schweigen senkte sich ein drittes Mal über sie, aber nur kurz.

»Ich muß mich jetzt für die Samstagsmesse vorbereiten«, fuhr er fort. »Wollen wir uns heute abend wieder treffen?«

Alle waren sofort einverstanden und hatten es, nachdem sie eine Uhrzeit ausgemacht hatten, plötzlich sehr eilig wegzukommen.

Nur der Bürgermeister ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

»Was Sie da eben gesagt haben, ergäbe ein ausgezeichnetes Thema für eine Predigt. Ich glaube, wir sollten heute alle zur Messe gehen.«

Chantal zögerte nicht mehr. Sie ging geradewegs zu dem y-förmigen Stein und überlegte, was sie tun würde, sobald sie

das Gold in Händen hatte. Nach Hause gehen, das dort verwahrte Geld nehmen, festere Schuhe anziehen, die Straße hinunter ins Tal gehen, einen Wagen anhalten, der sie mitnehmen würde. Keine Wette. Diese Leute verdienten das Vermögen nicht, das sie in Reichweite hatten. Keine Koffer: Sie wollte nicht, daß sie merkten, wie sie Bescos mit seinen schönen, aber nutzlosen Geschichten, seinen feigen, freundlichen Bewohnern, seiner Bar, die immer voll von Leuten war, die stets über das gleiche redeten, seiner Kirche, in die sie nicht mehr ging, für immer verließ. Selbstverständlich konnte es passieren, daß die Polizei am Busbahnhof auf sie wartete, der Fremde sie des Diebstahls beschuldigte usw. usw. Aber mittlerweile war sie soweit, daß sie jedes Risiko in Kauf nahm.

Der Haß, den sie noch eine halbe Stunde zuvor empfunden hatte, war einem sehr viel angenehmeren Gefühl gewichen: Rache.

Irgendwie freute sie sich, daß ausgerechnet sie die ändern mit dem Bösen konfrontierte, das auf dem Grund ihrer naiven und scheinbar gütigen Seelen verborgen war. Alle stellten sich vor, ein Verbrechen zu begehen - sie stellten es sich nur vor, denn tun würden sie es niemals. Und dann würden sie sich für den Rest ihres armseligen Lebens vormachen, sie seien eben unfähig gewesen, Unrecht zu tun, weil schließlich der gute Ruf ihres Dorfes davon abhing; im Grunde ihres Herzens aber wüßten sie ganz genau, daß nur die Furcht sie davon abgehalten hatte, einen Unschuldigen zu töten. Und dann würden sie sich allmorgendlich beim Aufstehen selber auf die Schultern klopfen, weil sie ihre Integrität bewahrt hatten, und sich nachts mit Selbstvorwürfen quälen, weil sie die Chance nicht genutzt hatten.

In den nächsten drei Monaten würde das einzige Thema in der Bar die Ehrlichkeit der großherzigen Dorfbewohner sein. Anschließend, wenn die Jagdsaison eröffnet wurde, würden sie eine Zeitlang das Thema nicht ansprechen, denn die Fremden brauchten nichts davon zu erfahren; sie sollten weiterhin das Gefühl haben dürfen, in Bescos einen paradiesischen Ort gefunden zu haben, wo alle Freunde waren, wo stets das Gute

herrschte, wo die Natur großzügig war und selbst die Naturprodukte in dem kleinen »Lädchen« von dieser selbstlosen Liebe durchdrungen waren.

Aber die Jagdsaison würde zu Ende gehen, und sie wären wieder frei, ihre Gedanken weiterzuspinnen. Nachdem sie nächtelang dem verlorenen Geld nachgeweint hätten, würden sie sich die möglichen Szenarien genauer ausmalen - anfangs verschämt, dann reuig und voller Wut: Warum hatte niemand den Mut gehabt, in der Stille der Nacht die alte, unnütze Berthe für den Gegenwert von zehn Goldbarren umzubringen? Warum hatte es keinen Jagdunfall mit Santiago, dem Hirten, gegeben, der jeden Morgen seine Herde in die Berge führte?

Ein Jahr später würden sie sich alle nur noch hassen - der Ort hatte seine Chance gehabt, und sie hatten sie vertan. Sie würden sich fragen, was aus Chantal Prym geworden war, die spurlos verschwunden war, vielleicht mit dem Gold, das sie den Fremden hatte vergraben sehen. Die Waise, dieses undankbare Ding, der alle nach dem Tod der Großmutter so geholfen und eine Arbeit in der Bar zugeschanzt hatten, da sie weder einen Mann finden noch weggehen konnte, so würden sie über sie herziehen, diese lose Person, die mit den Hotelgästen - meist älteren Männern - schlief und allen Touristen verführerische Blicke zuwarf, um sich so ein Extratrinkgeld zu erbetteln.

Ein ewiges Hin und Her zwischen Selbstmitleid und Haß, ein Leben lang. Chantal war glücklich, das war ihre Rache. Nie würde sie die Blicke dieser Leute rings um den Lieferwagen vergessen, die ihr Schweigen wegen eines Verbrechens erflehten, das sie niemals zu begehen wagten, um sich dann gegen sie zu wenden, als wäre sie schuld daran, daß diese ganze Feigheit endlich ans Tageslicht kam.

»Jacke. Lederhose. Zwei T-Shirts übereinander anziehen, das Gold um die Taille binden. Jacke. Lederhose. Jacke.«

Und da stand sie nun vor dem y-förmigen Fels. Daneben lag der Ast, mit dem sie zwei Tage zuvor die Erde aufgegraben hatte. Sie genoß einen Augenblick lang die Geste, die sie von

einem ehrlichen Menschen zu einer Diebin werden lassen würde.

Nichts dergleichen. Der Fremde hatte sie provoziert, und sie erhielt auch ihre Gegenleistung. Sie stahl nicht, sondern zog ihr Honorar dafür ein, daß sie in dieser Schmierenkomödie als Vermittlerin aufgetreten war. Sie hatte den Goldbarren - und nicht nur einen - verdient, weil sie am Brotwagen den Blicken all dieser Mörder ohne Mord ausgesetzt gewesen war, weil sie ihr ganzes Leben hier vertan und drei schlaflose Nächte verbracht hatte, weil ihre Seele - sofern es eine solche überhaupt gab - jetzt verloren war.

Sie grub in der lockeren Erde und sah den Goldbarren. Als sie ihn sah, hörte sie zugleich etwas.

Jemand war ihr gefolgt. Sie warf automatisch etwas Erde in das Loch, obwohl ihr die Nutzlosigkeit dieser Geste bewußt war. Wenn der Fremde jetzt hinter ihr stand, dann brauchte sie ihm nur zu sagen, daß sie den Schatz gesucht und die frisch umgegrabene Erde gesehen habe. Als sie sich umwandte, verschlug es ihr die Sprache, denn wer da stand, den interessierten weder Schätze und Dorfkrisen noch der Unterschied zwischen Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit. Ihn interessierte nur Blut.

Er hatte einen weißen Fleck am linken Ohr: der verfluchte Wolf.

Er plazierte sich zwischen sie und den nächsten Baum. Es war unmöglich, an ihm vorbeizukommen. Chantal blieb reglos stehen, wie gebannt von den blauen Augen des Tieres. Ihr Verstand arbeitete auf Hochtouren, sie überlegte ihren nächsten Schritt: einen Ast abreißen - er konnte sie vor einem Angriff des Tieres nicht schützen; auf den y-förmigen Fels klettern - er war zu niedrig; nicht an die Legende glauben, ihn erschrecken, wie sie es mit jedem anderen Wolf getan hätte. Alles zu riskant, besser sich daran erinnern, daß in allen Legenden eine Wahrheit verborgen ist.

»Strafe.«

Eine ungerechte Strafe, ungerecht wie alles, was ihr in ihrem Leben widerfahren war. Gott schien seinen Haß auf die Welt an ihr sichtbar machen zu wollen.

Instinktiv und unendlich langsam legte sie den Ast auf den Boden, schützte ihren Hals mit den Armen. Er durfte sie nicht dort beißen. Sie bereute, daß sie nicht ihre Lederhose trug. Die am nächsten gefährdete Stelle war das Bein, in dem eine Ader verlief, die sie, wenn sie zerrissen wurde, in zehn Minuten verbluten lassen würde. Das behaupteten zumindest die Jäger, die damit ihre hohen Stiefel rechtfertigten.

Der Wolf öffnete das Maul und knurrte. Ein dumpfes, gefährliches Geräusch, das von jemandem kam, der nicht nur drohte, sondern angriff. Sie starrte ihm in die Augen, obwohl ihr das Herz bis zum Hals klopfte, denn jetzt zeigte er seine Zähne.

Es war alles nur eine Frage der Zeit. Entweder griff er an, oder er ging, doch Chantal wußte, daß er angreifen würde. Sie schaute um sich, suchte nach einem lockeren Stein, über den sie stolpern könnte, sah aber keinen. Beschloß dann auf das Tier zuzurennen. Sie würde zwar gebissen werden, aber dennoch zum Baum laufen, während er sich in ihr Bein verbissen hatte. Sie mußte den Schmerz ausblenden.

Sie dachte an das Gold.

Sie dachte, daß sie bald wieder zurückkommen würde, um es zu holen. Sie nährte alle nur möglichen Hoffnungen, alles was ihr Kraft gab, zu ertragen, daß ihr Fleisch von den scharfen Zähnen zerfetzt, der Knochen freigelegt würde und sie möglicherweise stürzte und am Hals angegriffen werden würde.

Kurz vor dem Losrennen sah sie wie im Film in der Ferne jemanden hinter dem Wolf auftauchen.

Das Tier erschnupperte die Anwesenheit eines anderen, wandte aber nicht den Kopf, und Chantal starrte ihn weiter an. Es war so, als verhinderte einzig die Kraft der Blicke den Angriff.

Wenn jemand gekommen war, hatten sich ihre Überlebenschancen erhöht - auch wenn sie das letztlich ihren Goldbarren kosten würde.

Die Gestalt hinter dem Wolf duckte sich schweigend und ging dann nach links. Chantal wußte, daß dort ein anderer Baum stand, der leicht zu erklettern war. Und in diesem Augenblick fiel ein Stein in der Nähe des Tieres nieder. Flugs wandte sich der Wolf um und stürzte in die Richtung, aus der der Stein gekommen war. »Laufen Sie weg!« schrie der Fremde. Sie lief zu ihrem einzigen Zufluchtsort, während der Mann mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit auf den anderen Baum kletterte. Als der verfluchte Wolf bei ihm ankam, war er bereits in Sicherheit. Der Wolf begann zu knurren und zu springen, manchmal gelang es ihm, den Stamm etwas hinaufzuklettern, aber er rutschte immer wieder ab. »Reißen Sie ein paar Zweige ab!« schrie Chantal. Doch der Fremde verharrte wie in Trance. Sie schrie weiter, zweimal, dreimal, ließ nicht locker, bis er endlich begriff. Er begann Zweige abzureißen und sie auf das Tier hinunterzuwerfen.

»Nicht so! Reißen Sie die Zweige ab, bündeln Sie sie, und stecken Sie sie an!« rief sie verzweifelt. »Ich selbst habe kein Feuerzeug, aber tun Sie einfach, was ich Ihnen sage!«

Der Fremde bündelte die Zweige und brauchte eine Ewigkeit, bis er sie angezündet hatte. Alles war klitschnaß vom Unwetter des Vortages, und die Sonne schien in dieser Jahreszeit nicht bis zu dem Baum.

»Jetzt zeigen Sie, daß Sie ein Mann sind«, rief sie. »Steigen Sie vom Baum, halten Sie die Fackel ruhig und richten Sie sie auf den Wolf.«

Der Fremde war wie gelähmt.

»Nun machen Sie schon«, rief sie gebieterisch, und der Mann spürte die Autorität in ihrer Stimme, eine Autorität, die von dem Schrecken herrührte und einer blitzschnellen Reaktionsfähigkeit, die Angst und Schmerz erst mal ausblendete. Die Fackel in der Hand, kletterte er endlich vom Baum, kümmerte sich nicht um die Funken, die sein Gesicht versengten. Er sah die Zähne des Tieres und den Schaum um dessen Maul. Seine Angst wuchs, aber er mußte etwas tun -

etwas, was er hätte tun müssen, als seine Frau entführt, seine Töchter getötet worden waren.

»Lassen Sie das Tier nicht aus den Augen!« hörte er die junge Frau sagen.

Er gehorchte. Mit jedem Augenblick wurde alles einfacher, er sah nicht mehr auf die Waffen des Feindes, sondern den Feind in sich. Sie waren gleich stark, gleich fähig, den ändern in Angst und Schrecken zu versetzen.

Er stellte die Füße auf den Boden. Der Wolf wich vor dem Feuer zurück: Er knurrte und sprang immer noch herum, aber er kam nicht näher.

»Greifen Sie ihn an!«

Er ging auf das Tier zu, das noch lauter knurrte, die Zähne zeigte, aber noch weiter zurückwich.

»Verfolgen Sie ihn! Bringen Sie ihn von hier weg!«

Das Feuer brannte jetzt noch stärker, und der Fremde verbrannte sich fast die Hände. Ihm blieb nicht mehr viel Zeit. Ohne weiter nachzudenken, rannte er, den Blick starr auf die blauen bösen Augen des Tieres gerichtet, auf den Wolf zu. Der hörte auf zu knurren und zu springen, machte einen Satz und war im Wald verschwunden.

Wie der Blitz war Chantal vom Baum herunter, klaubte flink ein paar Zweige vom Boden auf und machte sich auch eine Fackel.

»Schnell weg, kommen Sie!«

»Wohin?«

Wohin? Nach Bescos, wo alle sehen würden, wie sie zusammen kamen? In eine weitere Falle, in der Feuer nichts ausrichten konnte? Sie ließ sich auf den Boden fallen, der Rücken schmerzte höllisch, ihr Herz klopfte wie wild.

»Machen Sie ein Feuer!« wies sie den Fremden an. »Lassen Sie mich nachdenken.«

Sie versuchte sich zu bewegen und stieß einen Schrei aus. Ihr war, als hätte man ihr ein Messer zwischen die Schulterblätter gerammt. Der Fremde sammelte Laub und Äste zusammen und machte ein Feuer. Bei jeder Bewegung wand sich Chantal vor

Schmerzen und wimmerte leise. Sie mußte sich ernsthaft verletzt haben, als sie auf den Baum geklettert war.

»Machen Sie sich keine Sorgen, Sie haben sich nichts gebrochen«, sagte der Fremde, als er ihr schmerzverzerrtes Gesicht sah. »Das kenne ich. Wenn der Körper bis ins letzte angespannt ist, ziehen sich die Muskeln zusammen und spielen uns diesen Streich. Soll ich Sie massieren?«

»Rühren Sie mich gefälligst nicht an! Und kommen Sie bloß nicht näher! Schweigen Sie einfach!«

Schmerz, Angst, Scham. Ganz bestimmt hatte er hinter ihr gestanden, als sie das Gold ausgegraben hatte. Er mußte gewußt haben, daß Chantal ihn diesmal bestehlen wollte -sein Dämon kannte sich schließlich aus mit der Seele der Menschen.

So wie er auch wußte, daß in diesem Augenblick der ganze Ort darüber nachdachte, einen Mord zu begehen. Wie sie wußte, daß sie nichts tun würden, weil sie Angst hatten. Doch allein die Absicht genügte als Antwort auf seine Frage: Ja, der Mensch ist im Grund seines Wesens schlecht. Ebenso wie sie wußte, daß sie fliehen würde: Die gestrige Wette galt nicht mehr, er konnte mit seinem unversehrten Schatz und der Bestätigung seiner Vermutungen dahin zurückkehren, woher er gekommen war (woher eigentlich?).

Sie versuchte sich in eine einigermaßen erträgliche Position aufzusetzen, aber es gab keine. Sie durfte sich einfach nicht bewegen. Das Feuer würde den Wolf fernhalten, würde aber bald die Hirten auf sie aufmerksam machen, die in der Gegend umherzogen. Und beide würden zusammen gesehen werden.

Ihr fiel ein, daß Samstag war. Die Leute waren in ihren Häusern voller Nippes und Reproduktionen von berühmten Bildern, Heiligenstatuen aus Gips an den Wänden, versuchten die Zeit herumzubringen - und an diesem Wochenende hatten sie die beste Zerstreuung seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs.

»Reden Sie nicht mit mir!«

»Ich habe doch gar nichts gesagt.«

Chantal war zum Weinen zumute, aber vor ihm wollte sie nicht losflennen, und sie beherrschte sich.

»Ich habe Ihnen das Leben gerettet. Ich habe das Gold verdient.«

»Und ich habe Ihnen das Leben gerettet. Der Wolf hätte Sie angegriffen.«

Das stimmte.

»Andererseits glaube ich, daß Sie etwas in mir gerettet haben«, fuhr der Fremde fort.

Ein Trick. Sie würde so tun, als hätte sie es nicht gehört. Das war so etwas wie die Erlaubnis, ihren Schatz zu nehmen, für immer wegzugehen und Schluß, aus.

»Die Wette von gestern. Mein Schmerz war so groß, daß ich unbedingt wollte, daß alle so leiden wie ich. Das sollte mein einziger Trost sein. Sie haben recht.«

Dem Dämon im Fremden gefiel überhaupt nicht, was er hörte. Er bat Chantals Dämon, ihm zu helfen, aber der war erst kürzlich angekommen und hatte die junge Frau noch nicht ganz unter Kontrolle.

»Ändert das etwas?«

»Gar nichts. Die Wette besteht weiter, und ich weiß, daß ich gewinnen werde. Aber ich begreife, wie elend ich bin, ebenso wie ich begreife, warum ich mich so elend fühle: Ich glaube, ich habe nicht verdient, was mir passiert ist.«

Chantal fragte sich, wie sie dort wegkommen würden. Es war erst Vormittag, aber ewig bleiben konnten sie hier trotzdem nicht.

»Nun, ich finde, daß ich mein Gold verdient habe, und ich werde es nehmen, es sei denn, Sie hindern mich daran«, sagte sie. »Ich rate Ihnen, dasselbe zu tun. Keiner von uns beiden muß nach Bescos zurückkehren. Wir können direkt ins Tal gehen, einen Wagen anhalten, und dann geht jeder seiner Wege.«

»Sie können gehen. Aber in diesem Augenblick beschließen die Bewohner des Ortes, wer sterben wird.«

»Das ist schon möglich. Sie werden die nächsten zwei Tage darüber nachdenken, bis die Frist abgelaufen ist. Anschließend werden sie zwei Jahre lang darüber diskutieren, wer das Opfer hätte sein können. Wenn's ans Handeln geht, können sie sich nie entschließen, und wenn's darum geht, den anderen die Schuld in die Schuhe zu schieben, sind sie unerbittlich. Ich kenne mein Dorf. Wenn Sie nicht zurückkehren, werden sie kein Wort mehr über Sie verlieren. Sie werden glauben, ich hätte mir das alles ausgedacht.«

»Bescos ist genau wie jedes andere Dorf auf der Welt, und was in ihm geschieht, geschieht auf allen Kontinenten, in allen Städten, Lagern, Klöstern, wo auch immer. Aber Sie wollen das nicht begreifen, und auch nicht, daß das Schicksal diesmal zu meinen Gunsten gearbeitet hat: Ich habe mir als Helfer die richtige Person ausgesucht.

Jemanden, der eine arbeitsame, ehrbare Frau zu sein scheint, sich aber auch rächen will. Da wir den Feind nicht sehen können - weil, wenn wir diese Geschichte zum Äußersten weitertreiben, Gott unser wahrer Feind ist, der uns dies alles durchmachen läßt -, wird unsere Rache nie gestillt, weil sie sich gegen das Leben wendet.«

»Warum reden wir hier eigentlich?« fragte Chantal wütend, weil der Mensch, den sie auf der Welt am meisten haßte, ihre Seele so gut kannte. »Warum nehmen wir nicht einfach das Gold und hauen ab?«

»Weil mir gestern, als ich das vorschlug, was ich am meisten verabscheue - einen grundlosen Mord, wie er an meiner Frau und meinen Töchtern verübt wurde -, deutlich wurde, daß ich mich in Wahrheit selber retten wollte. Erinnern Sie sich an den Philosophen, den ich in unserem zweiten Gespräch erwähnt habe? Der, der gesagt hat, daß Gottes Hölle dessen Liebe zu den Menschen ist, weil die Haltung der Menschen Ihn in jeder Sekunde Seines ewigen Lebens quält.

Derselbe Philosoph hat noch etwas gesagt: Der Mensch braucht seine schlechtesten Seiten, um zu seinen besten Seiten vorzustoßen.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Vorher dachte ich nur an Rache. Wie die Bewohner Ihres Dorfes stellte ich mir etwas vor, plante Tag und Nacht und tat nichts. Eine Zeitlang habe ich in der Presse die Geschichten von Menschen verfolgt, die unter ähnlichen Umständen ihre Lieben verloren hatten. Ihre Reaktion war genau das Gegenteil von meiner: Sie schufen für die Opfer Selbsthilfegruppen, de Ungerechtigkeiten anprangerten und Kampagnen veranstalteten, um zu zeigen, daß kein Racheakt je den Schmerz über den Verlust tilgen kann und darf.

Ich habe auch versucht, alles aus einer großherzigeren Sicht zu betrachten. Es gelang mir nicht. Aber jetzt, wo ich meinen Mut zusammengenommen habe und bis zu diesem Extrem vorgestoßen bin, habe ich entdeckt, daß es dort ganz weit hinten ein Licht gibt.«

»Weiter«, sagte Chantal, denn auch sie sah eine Art Licht.

»Ich will überhaupt nicht beweisen, daß die Menschheit verdorben ist. Ich will vielmehr beweisen, daß ich unbewußt um die Dinge gebeten habe, dir mir passiert sind - denn ich bin schlecht, ein vollkommen verworfener Mensch, und habe die Strafe verdient, die mir das Leben auferlegt hat.«

»Sie wollen beweisen, daß Gott gerecht ist.«

Der Fremde überlegte.

»Kann sein.«

»Ich weiß nicht, ob Gott gerecht ist. Was mich betrifft, war Er zumindest nicht sehr korrekt, was in mir ein Gefühl der Ohnmacht hervorgerufen hat, die mir in der Seele weh tut. Es gelingt mir nicht, so gut zu sein, wie ich gern wäre, aber auch nicht so böse, wie es not täte. Vor ein paar Minuten dachte ich, Er hätte mich auserwählt, um sich für all die Trauer zu rächen, die die Menschen in Ihm erwecken.«

»Ich glaube, Sie haben die gleichen Zweifel, nur sind Ihre noch größer: Ihre Güte wurde nie belohnt.«

Chantal wunderte sich über ihre eigenen Worte. Der Dämon des Fremden sah, wie der Engel der jungen Frau heller erstrahlte und die Dinge sich in ihr Gegenteil verkehrten.

»Nun reagier schon«, drängte er den anderen Dämon.

»Tu ich bereits«, antwortete dieser. »Aber der Kampf ist hart.«

»Ihr Problem ist im Grunde nicht die Gerechtigkeit Gottes«, sagte der Mann, »sondern die Tatsache, daß Sie sich immer zum Opfer der Umstände gemacht haben. Ich kenne viele Menschen, die sich in dieser Situation befinden.«

»Wie Sie selber, beispielsweise.«

»Nein. Ich habe gegen etwas aufbegehrt, was mir passiert ist, und mir ist gleichgültig, ob die Leute meine Haltung gut finden oder nicht. Sie hingegen haben an die Rolle der hilflosen Waise geglaubt, eines Menschen, der um jeden Preis von den anderen anerkannt werden will. Im Grunde wollen Sie sein wie die anderen Einwohner von Bescos - was wir übrigens letztlich alle wollen: so wie die anderen sein. Aber das Schicksal hat Ihnen eine andere Geschichte zugedacht.«

Chantal schüttelte den Kopf.

»Nun tu doch was«, riet Chantals Dämon seinem Kollegen. »Auch wenn sie nein sagt, versteht es ihre Seele und sagt ja.«

Der Dämon des Fremden fühlte sich erniedrigt, weil der erst kürzlich Angekommene merkte, daß er nicht stark genug war, den Mann zum Schweigen zu bringen.

»Worte führen zu gar nichts«, entgegnete er. »Sehen wir zu, daß die reden, denn das Leben wird sich schon darum kümmern, daß sie anders handeln.«

»Ich wollte Sie nicht unterbrechen«, fuhr der Fremde fort. »Sie sprachen über die Gerechtigkeit Gottes...«

Chantal freute sich über die Frage, weil sie nicht noch weitere Wahrheiten über sich selbst hören wollte.

»Ich weiß nicht, ob es einen Sinn macht. Aber Sie haben vielleicht bemerkt, daß Bescos trotz seiner Kirche kein sehr frommer Ort ist. Der Grund ist, daß Ahab, obwohl er vom heiligen Savinus bekehrt worden war, ernsthafte Vorbehalte

hatte was den Einfluß der Priester betraf. Da die meisten Einwohner Banditen waren, meinte er, daß die Priester sie mit ihren Drohungen von der ewigen Verdammnis nur wieder rückfällig machen würden. Menschen, die nichts zu verlieren haben, denken niemals an das ewige Leben.

Natürlich erschien bald der erste Priester, und Ahab spürte die Bedrohung sofort. Um ihr entgegenzuwirken, führte er etwas ein, was er bei den Juden gelernt hatte: den Tag der Vergebung. Nur schuf er ein ganz eigenes Ritual.

Einmal im Jahr schlössen sich die Bewohner in ihren Häusern ein, machten zwei Listen, wandten sich zum höchsten Berg und erhoben die erste Liste gen Himmel.

>Herr, hier sind meine Sünden gegen dich<, sagten sie und lasen die Liste der Sünden, die sie begangen hatten. Betrug bei Geschäften, Ehebruch, Ungerechtigkeiten, derlei Dinge. >Ich habe schwer gesündigt und bitte Dich um Vergebung, weil ich Dich gekränkt habe.<

Anschließend - und das war Ahabs Erfindung - zogen die Bewohner eine zweite Liste aus der Tasche und hoben auch sie gen Himmel, wobei sie sich immer noch demselben Berg zuwandten. Und sie sagten so etwas wie: >Herr, hier ist eine Liste der Sünden, die Du gegen mich begangen hat: Du hast mich mehr als notwendig arbeiten lassen, meine Tochter ist trotz meiner Gebete krank geworden, ich wurde beraubt, obwohl ich versucht habe, ehrlich zu sein, ich habe mehr als nötig gelitten.<

Nachdem die zweite Liste verlesen war, schlössen sie das Ritual mit den Worten: >Ich war ungerecht gegen Dich, und Du warst ungerecht gegen mich. Doch heute ist der Tag der Vergebung, Du wirst meine Sünden vergessen, und ich werde Deine vergessen, und wir können ein weiteres Jahr Zusammensein.<«

»Gott vergeben«, sagte der Fremde. »Einem unerbittlichen Gott vergeben, der die ganze Zeit aufbaut und wieder zerstört.«

»Dieses Gespräch wird für meinen Geschmack zu persönlich«, sagte Chantal und sah in eine andere Richtung. »Ich habe vom

Leben noch nicht soviel gelernt, daß ich Ihnen etwas beibringen könnte.«

Der Fremde schwieg.

»Das gefällt mir überhaupt nicht«, dachte der Dämon des Fremden, der neben diesem bereits ein Licht erstrahlen sah, das er dort niemals dulden würde. Er hatte dieses Licht vor zwei Jahren an einen der vielen Strande der Welt verbannt.

Der Priester wußte wohl, daß Bescos wegen der unzähligen Legenden, der keltischen und protestantischen Einflüsse, der gleichzeitigen Anwesenheit von Heiligen und Banditen in der Umgebung, daß der Ort nicht gerade fromm war, obwohl seine Einwohner vor nicht allzulanger Zeit noch zu Taufen und Hochzeiten gingen, zu den immer häufigeren Beerdigungen und zur Christmette. Sonst machten sich nur wenige die Mühe, zu den zwei wöchentlichen Messen am Samstag und Sonntag jeweils um elf Uhr zu kommen. Er las sie trotzdem, schon allein, um seine Anwesenheit zu rechtfertigen und den Eindruck eines frommen und fleißigen Mannes zu machen.

Zu seiner Überraschung war an jenem Tag die Kirche so voll, daß ein paar Leute sich sogar um den Altar herumdrängen mußten, weil sonst nicht alle hineingepaßt hätten. Anstatt wie sonst die elektrischen Heizsonnen an der Decke einzuschalten, bat er, die beiden kleinen Seitenfenster zu öffnen, weil die Leute bereits schwitzten. Der Priester fragte sich, ob der Schweiß auf die Hitze oder auf die Anspannung zurückzuführen war, die im Raum herrschte.

Das ganze Dorf war gekommen, außer Chantal Prym, die sich womöglich für ihr Benehmen am Vorabend schämte, und außer Berthe, der alten Hexe, die vermutlich mit der Religion auf Kriegsfuß stand.

»Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.«

Ein kräftiges Amen ertönte. Der Priester begann mit der Liturgie, sprach den Introitus, bat die übliche Betschwester, die Epistel zu lesen, stimmte feierlich den Psalm der Responsorien an und rezitierte langsam und feierlich das Evangelium. Dann

bat er alle, die vor einer Bank standen, sich zu setzen, während die anderen stehen blieben.

Jetzt war die Predigt an der Reihe.

»Im Lukasevangelium kommt ein Mann zu Jesus und fragt ihn: >Guter Meister, was muß ich tun, damit ich das ewige Leben ererbe?< Jesus aber sprach zu ihm: >Was nennst du mich gut? Niemand ist gut als Gott allein.< Jahrelang habe ich über diese kurze Textstelle nachgedacht und versucht zu verstehen, was unser Herr gesagt hat: Daß Er nicht gut sei? Daß das ganze Christentum mit seinem Gedanken der Barmherzigkeit auf den Lehren von jemandem fußte, der sich selbst für schlecht hielt? Bis ich endlich begriff: Christus bezieht sich in diesem Augenblick auf seine menschliche Natur. Als Mensch ist er schlecht. Als Gott ist er gut.«

Der Priester machte eine Pause, damit die Gläubigen die Botschaft verstehen konnten. Der Priester belog sich selber: Er wußte immer noch nicht, was Christus gemeint hatte, denn wäre seine menschliche Natur böse, müßten seine Worte und Handlungen es ebenfalls sein. Doch das war eine theologische Diskussion, die jetzt nicht interessierte. Wichtig war, daß seine Erklärung überzeugend gewesen war.

»Ich werde nicht viele Worte machen. Ich möchte, daß ihr alle versteht, daß es zur Conditio humana gehört zu akzeptieren, daß wir eine niedrige, verderbte Natur haben und nur nicht zur ewigen Strafe verdammt wurden, weil Jesus sich geopfert hat, um die Menschheit zu retten. Ich wiederhole: Das Opfer von Gottes Sohn hat uns errettet. Das Opfer eines einzigen Menschen.

Ich möchte diese Predigt mit einer Stelle aus einem der heiligen Bücher der Bibel beschließen, dem Anfang des Buchs Hiob. Gott sitzt auf seinem Himmelsthron, als der Dämon daherkommt und ihn anspricht. Gott fragt ihn, wo er gewesen sei. >Ich habe die Erde hin und her durchzogen<, antwortet der Dämon. >Hast du meinen Knecht Hiob gesehen. Hast du gesehen, wie er mich verehrt und all seine Opfer darbringt?< Der Dämon lacht und meint: >Hiob hat alles, warum sollte er da

Gott nicht verehren und Opfer bringen? Nimm ihm, was du ihm gegeben hast, und wir werden sehen, ob er den Herrn weiterhin verehren wird.< So fordert der Dämon Gott heraus. Gott nimmt die Wette an. Jahr für Jahr straft Er den, den Er am meisten liebt. Hiob sieht sich vor eine Macht gestellt, die er nicht versteht, die er für die höchste Gerechtigkeit gehalten hat, die ihm aber das Vieh nimmt, die seine Kinder tötet, seinen Körper mit Wunden übersät. Bis Hiob, nachdem er entsetzlich gelitten hat, gegen Gott aufbegehrt und gegen Ihn rechtet. Erst in diesem Augenblick gibt Gott ihm zurück, was er ihm genommen hat.

Seit Jahren erleben wir nun schon den Verfall dieses Ortes. Und ich frage mich langsam, ob dies nicht eine göttliche Strafe ist, weil wir, ohne aufzubegehren, immer alles hinnehmen, als würden wir es verdienen, den Ort zu verlieren, den wir bewohnen, unsere Weizenfelder, unsere Schafweiden, die Häuser, die nach den Träumen unserer Vorfahren errichtet wurden. Ist vielleicht jetzt der Augenblick gekommen, in dem wir uns auflehnen müssen? Wenn Gott Hiob dazu gezwungen hat, wird Er uns dann nicht ebenso zwingen?

Warum hat Gott Hiob gezwungen, dies zu tun? Um zu beweisen, daß er von Natur aus schlecht war und daß er alles nur aus göttlicher Gnade und nicht aufgrund seines guten Verhaltens bekommen hatte. Wir haben die Sünde begangen, uns für besser zu halten, als wir sind - und für unseren Stolz werden wir jetzt bestraft.

Gott hat die Wette mit dem Satan angenommen. Und Hiob hat seine Lektion gelernt, weil er sich wie wir für einen guten Menschen hielt.

>Niemand ist gut<, sagt der Herr. Niemand. Wir sollten aufhören, eine Güte vorzuspielen, die Gott beleidigt, und sollten unsere Fehler akzeptieren. Wenn es eines Tages notwendig sein sollte, mit dem Dämon eine Wette einzugehen, sollten wir uns daran erinnern, daß unser Gott im Himmel dies getan hat, um die Seele seines Knechtes Hiob zu retten.«

Damit endete die Predigt. Der Priester bat alle, sich zu erheben, und fuhr in der Liturgie fort. Er bezweifelte nicht, daß die Botschaft verstanden worden war.

Gehen wir. Jeder in seine Richtung, ich mit meinem Goldbarren, Sie...«

»Meinem Goldbarren«, unterbrach sie der Fremde.

»Sie brauchen nur Ihre Sachen zu nehmen und zu verschwinden. Wenn ich dieses Gold nicht bekomme, muß ich nach Bescos zurück. Mir wird gekündigt, oder die gesamte Bevölkerung wird mich als Lügnerin brandmarken. Das laß ich nicht mit mir machen. Sagen Sie, daß ich diese Bezahlung für meine Arbeit verdient habe.«

Der Fremde erhob sich, nahm ein paar brennende Zweige aus dem Feuer:

»Der Wolf wird immer vor dem Feuer Reißaus nehmen, nicht wahr? Nun, ich werde nach Bescos gehen. Machen Sie, was Sie wollen, stehlen Sie, hauen Sie ab, mich geht das nichts mehr an. Ich habe Wichtigeres zu tun.«

»Moment! Lassen Sie mich hier nicht allein zurück!«

»Dann kommen Sie mit mir!«

Chantal blickte auf das Feuer vor sich, auf den y-förmigen Stein, den Fremden, der sich schon mit seiner improvisierten Fackel entfernte. Sie könnte wie er einfach ein paar Zweige aus dem Feuer nehmen, das Gold ausgraben und damit schnurstracks ins Tal hinuntergehen. Es lohnte sich nicht, nach Hause zu gehen und ihr weniges mühsam Erspartes zusammenzukratzen. In der Stadt am Ende des Tals würde sie das Gold von einer Bank schätzen lassen, es verkaufen und erst mal Kleider und Koffer kaufen. Sie wäre frei und könnte tun und lassen, was sie wollte.

»Warten Sie!« rief sie dem Fremden hinterher. Doch er ging unbeirrt weiter in Richtung Bescos und war nur mehr eine ferne Gestalt.

>Denk nach, schnell<, spornte sie sich an.

Sie brauchte nicht lange zu überlegen. Sie zog ein paar Zweige aus dem Feuer, ging zum Stein und grub das Gold wieder aus. Nahm es, reinigte es mit ihrem Kleid, schaute es zum dritten Mal an.

Panik erfaßte sie, und sie packte ihre brennenden Zweige und rannte hinüber zu dem Weg, den der Fremde genommen hatte. Der Haß drang ihr aus allen Poren. Sie war am selben Tag zwei Wölfen begegnet, einem, der Angst vor Feuer hatte, und einem anderen, der sich vor nichts mehr fürchtete, weil er bereits alles verloren hatte, was ihm wichtig gewesen war, und der jetzt blind dahinging und alles zerstörte, was er antraf.

Sie lief, so schnell sie konnte, holte ihn aber nicht ein. Vermutlich stapfte er mittlerweile mit erloschener Fackel durch den Wald, um den Wolf herauszufordern, weil er genauso heiß zu sterben begehrte, wie er töten wollte.

Sie gelangte ins Dorf, überhörte geflissentlich Berthes Rufen am Dorfeingang und bahnte sich einen Weg durch die Menge, die aus der Kirche strömte. Praktisch das ganze Dorf war in die Messe gegangen, wunderte sie sich. Der Fremde wollte ein Verbrechen und bewirkte damit eine volle Kirche und einen vollen Terminkalender für den Priester. Doch konnten sie Gott mit einer Woche der Beichten und der Reue betrügen?

Alle blickten zu ihr hin, doch keiner sprach sie an. Sie wich den Blicken nicht aus, weil sie wußte, daß sie keinerlei Schuld traf, daß sie nicht zur Beichte gehen mußte. Sie war nur das Werkzeug in einem bösartigen Spiel, das sie allmählich zu begreifen begann - und was sie begriff, gefiel ihr ganz und gar nicht.

Sie schloß sich in ihr Zimmer ein und trat ans Fenster. Die Menge hatte sich zerstreut. Für einen sonnigen Samstag wie diesen lag der Dorfplatz nahezu menschenleer da. Normalerweise standen die Leute in Grüppchen zusammen und unterhielten sich und ließen sich die bereits nur noch winterlich warme Sonne ins Gesicht scheinen. Sie hätten sich übers Wetter unterhalten, über den plötzlichen Temperatursturz,

darüber, ob Regen oder Trockenheit drohte. Aber heute blieben sie in ihren Häusern, und Chantal wunderte sich.

Je länger sie auf die Straße schaute, desto näher fühlte sie sich ihnen - ausgerechnet sie, die sich für anders hielt, kühn, voller Pläne, die diesen Bauern nie in den Sinn gekommen wären.

Wie peinlich! Doch auch: welche Erleichterung! Sie war nicht in Bescos, weil das Schicksal ihr übelwollte, sondern weil sie es verdiente und weil sie sich nicht wesentlich von den ändern unterschied. Sie hatte diesen Goldbarren nun schon dreimal ausgegraben, es aber nicht über sich gebracht, ihn mitzunehmen. Sie beging das Verbrechen in ihrem Herzen, konnte es aber nicht in die Tat umsetzen.

Sie durfte es nicht, auf gar keinen Fall, denn dies war mehr als eine Versuchung. Es war eine Falle.

>Warum eine Falle?< überlegte sie. Etwas sagte ihr, daß der Goldbarren die Lösung für das Problem enthielt, das der Fremde geschaffen hatte. Aber worin diese Lösung bestand, blieb ihr verborgen.

Der kürzlich angekommene Dämon sah Chantal von der Seite an und stellte fest, daß Fräulein Pryms Licht, das eben noch hell gestrahlt hatte, jetzt am Verlöschen war. Schade, daß sein Kollege nicht da war, um seinen Sieg zu sehen.

Allerdings wußte er nicht, daß auch die Engel ihre Strategie haben. Denn Chantal Pryms Licht hatte sich absichtlich geduckt, um ihren Feind zu täuschen. Ihr Engel mußte nur warten, bis sie schlief, um mit ihrer Seele Zwiesprache zu halten, ohne daß Ängste und Schuldgefühle dazwischenfunkten, die die Menschen tagtäglich mit sich herumschleppten.

Chantal schlief ein. Und hörte, was sie hören mußte, begriff, was sie begreifen mußte.

Über Grundstücke und Friedhöfe wollen wir jetzt nicht weiterreden«, begann die Bürgermeistersfrau, sobald sich alle wieder in der Sakristei eingefunden hatten. »Reden wir Klartext!«

Die anderen fünf nickten zustimmend.

»Sie haben mich überzeugt, Pater«, sagte der Ländereienbesitzer. »Gott rechtfertigt bestimmte Handlungen.«

»Seien Sie nicht zynisch«, entgegnete der Priester. »Ein Blick aus diesem Fenster genügt, und wir begreifen alles. Deshalb hat der Wind gedreht. Der Dämon ist gekommen und sucht uns heim.«

»Jaja«, pflichtete ihm der Bürgermeister bei, der nicht an Dämonen glaubte. »Das wissen wir bereits. Jetzt aber zur Sache, wir verlieren nur Zeit.«

»Meiner Meinung nach steht es folgendermaßen«, begann die Wirtin. »Wir sind dabei, uns zu überlegen, das Angebot des Fremden anzunehmen. Ein Verbrechen zu begehen.«

»Ein Opfer darzubringen«, korrigierte der Priester, der mit den religiösen Ritualen besser vertraut war.

Die darauf folgende Stille zeigte, daß alle einverstanden waren.

»Nur feige Menschen verstecken sich hinter dem Schweigen. Laßt uns laut beten, damit Gott uns hört und weiß, daß wir dies zum Besten von Bescos tun. Kniet nieder.«

Widerwillig knieten alle nieder, denn sie wußten, daß es sinnlos war, Gottes Vergebung für eine Sünde zu erbitten, die sie im vollen Bewußtsein begingen, daß sie etwas Böses taten. Aber sie erinnerten sich an Ahabs Tag der Vergebung. Bald schon, wenn sich dieser Tag wieder jährte, würden sie Gott anklagen, sie einer Versuchung ausgesetzt zu haben, der sie kaum widerstehen konnten.

Der Priester lud sie zum gemeinsamen Gebet ein.

»Herr, Du hast gesagt, niemand sei gut. Nimm uns an mit unseren Fehlern, und vergib uns in Deiner unendlichen Güte und Deiner unendlichen Liebe. So wie Du den Kreuzrittern vergeben hast, die die Muselmanen getötet haben, um das Heilige Land zurückzuerobern, so wie Du den Inquisitoren vergeben hast, die die Reinheit Deiner Kirche zu bewahren trachteten, so wie Du all denen vergeben hast, die Dich gekränkt haben und Dich ans Kreuz geschlagen haben, vergib

uns, weil wir ein Opfer darbringen und eine Stadt retten müssen.«

»Laßt uns nun zur praktischen Seite kommen«, schlug die Bürgermeistersfrau vor und erhob sich. »Wer wird als Opfer dargebracht? Und wer führt das Opfer durch?«

»Ein Mädchen, dem wir soviel geholfen haben, hat den Dämon an diesen Ort gebracht«, sagte der Ländereienbesitzer, der vor langer Zeit mit ebendiesem Mädchen geschlafen und seither Alpträume hatte, Chantal könnte ihn bei seiner Frau verpetzen. »Das Böse wird mit Bösem bekämpft, und sie muß bestraft werden.«

Zwei der Anwesenden stimmten zu mit der Begründung, Chantal Prym sei ohnehin nicht vertrauenswürdig, weil sie immer alles anders machen wolle als alle ändern und sich nichts sehnlicher wünsche, als wegzugehen.

»Ihre Mutter ist tot, ihre Großmutter ebenfalls. Sie wird niemandem fehlen«, pflichtete der Bürgermeister bei. Nun waren sie zu dritt, die den Vorschlag guthießen.

Seine Frau war jedoch dagegen: »Gesetzt den Fall, sie weiß, wo der Schatz vergraben liegt. Sie hat ihn schließlich als einzige gesehen. Außerdem können wir ihr gerade deshalb vertrauen, weil sie das Böse in unser Dorf gebracht und uns dazu angestiftet hat, uns überhaupt zu überlegen, ein Verbrechen zu begehen. Sie kann sagen, was sie will. Schweigen die anderen Dorfbewohner, steht das Wort einer jungen Frau voller Probleme gegen das von uns allen, von Menschen, die es zu etwas gebracht haben.«

Der Bürgermeister wurde unsicher, wie immer, wenn seine Frau anderer Meinung war.

»Ich verstehe«, sagte der Priester. »Die Schuld soll auf das Haupt dessen fallen, der das Drama herbeigeführt hat. Sie wird diese Last bis ans Ende ihrer Tage tragen. Vielleicht endet sie wie Judas, der Jesus Christus verraten und sich in seiner Verzweiflung umgebracht hat, was im Grund sinnlos war, hatte doch Jesus selbst die Voraussetzungen für das Verbrechen geschaffen.«

Die Bürgermeistersfrau war erstaunt über den Gedankengang des Priesters, welcher ihrem eigenen genau entsprach. Die junge Frau war hübsch, führte die Männer in Versuchung, wollte nicht so leben wie die anderen in Bescos und hatte ständig etwas auszusetzen, obschon sie in einem Dorf leben durfte, das trotz allem arbeitsame und ehrliche Bewohner hervorbrachte und in dem viele Leute nur allzugern ihr Leben verbringen wollten (Fremde natürlich, die wieder gehen würden, wenn sie herausfänden, wie langweilig es war, ständig in Frieden zu leben).

»Ich sehe sonst niemanden«, sagte die Wirtin, der klar war, daß sie nicht so leicht wieder jemanden finden würde, der in der Bar bediente; doch wenn sie erst das Gold hätte, könnte sie schließlich das Hotel auch schließen und weggehen. »Die Bauern und die Hirten halten treu zusammen, viele haben Kinder, die zwar weit weg wohnen, aber doch eines Tages einen Verdacht hegen könnten, falls ihren Eltern etwas passieren sollte. Chantal Prym ist die einzige, die spurlos verschwinden kann.«

Aus religiösen Gründen - schließlich hatte Jesus die verflucht, die einen Unschuldigen beschuldigt hatten - wollte der Priester niemanden nennen. Aber er wußte, wen er als Opfer vorschlagen wollte, und versuchte nun, dies den ändern indirekt zu suggerieren.

»Die Bewohner von Bescos arbeiten von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang, bei Wind und Wetter. Alle haben eine Aufgabe zu erfüllen, auch dieses arme Wesen, das der Dämon für seine bösen Zwecke erwählt hat. Wir sind nur noch wenige und können es uns nicht leisten, noch eine Arbeitskraft zu verlieren.«

»Wenn das so ist, Pater, haben wir kein Opfer und können nur hoffen, daß heute nacht ein weiterer Fremder kommt; doch auch der würde Verwandte haben, die ihn vermissen und überall auf der Welt nach ihm suchen würden. In Bescos arbeiten alle, die zwei Arme haben, und verdienen redlich ihr Brot, das der Lieferwagen bringt.«

»Ihr habt recht«, sagte der Priester. »Vielleicht haben wir seit gestern abend nur in einer Illusion gelebt. Alle haben wir jemanden, der uns vermissen würde, und niemand wird hinnehmen, daß einem seiner Lieben etwas geschieht.

Nur drei Menschen schlafen allein: ich, Madame Berthe und Chantal Prym.«

»Bieten Sie sich selber als Opfer an?«

»Alles zum Wohl des Ortes.«

Die ändern fünf waren erleichtert, merkten plötzlich, daß der Samstag sonnig war, daß ihr Vorhaben kein Verbrechen war, sondern nur ein Martyrium. Die Anspannung in der Sakristei verschwand wie durch Zauberhand, und die Wirtin hätte diesem Heiligen am liebsten die Füße geküßt.

»Bleibt nur eins«, fuhr der Priester fort, »nämlich die anderen davon zu überzeugen, daß es keine Todsünde ist, einen Gottesmann zu töten.«

»Erklären Sie das mal Bescos!« meinte der Bürgermeister aufgeregt, der bereits an die verschiedenen Veränderungen dachte, die er durchführen wollte, an die Werbung, die er in den regionalen Zeitungen schalten würde, wie er die Steuern senken und neue Investoren ködern, wie er den Tourismus ankurbeln und Umbauten im Hotel unterstützen wollte, mitsamt einem neuen Telefonkabel, das nicht mehr so störanfällig wäre.

»Ich kann's nicht tun«, sagte der Priester. »Die Märtyrer ließen es immer mit sich geschehen, wenn das Volk sie töten wollte. Aber sie forderten niemals ihren eigenen Tod heraus, denn die Kirche hat immer gesagt, das Leben sei ein Geschenk Gottes. Ihr müßt es ihnen klarmachen.«

»Niemand wird das glauben. Sie werden uns für ruchlose Mörder halten, weil wir für Geld einen heiligen Mann umbringen wollen, wie Judas es mit Christus getan hat.«

Der Priester zuckte mit den Schultern. Die Sonne hatte sich hinter einer Wolke versteckt, und in der Sakristei herrschte erneut eine angespannte Atmosphäre.

»Dann bleibt eben nur noch Madame Berthe«, meinte der Ländereienbesitzer.

Nach längerem Schweigen ergriff der Priester das Wort.

»Diese Frau muß sich seit dem Tod ihres Mannes sehr allein fühlen. Sitzt jahraus, jahrein bei Wind und Wetter vor ihrer Tür und langweilt sich. Sie tut nichts, außer daß sie sich nach ihrem Mann sehnt. Auch kommt's mir so vor, als wäre die Arme allmählich nicht mehr richtig im Kopf, denn wenn ich da vorbeikam, habe ich sie schon öfter Selbstgespräche führen hören.«

Wieder ging ein Windstoß durch die Sakristei, und die dort Versammelten erschraken, denn die Fenster waren geschlossen.

»Sie hatte in den letzten Jahren ein sehr trauriges Leben«, meinte die Wirtin. »Ich glaube, sie würde viel darum geben, zu ihrem geliebten Mann zu kommen. Sie waren vierzig Jahre lang verheiratet, wußten Sie das?«

Alle wußten es, aber es tat nichts zur Sache.

»Eine alte Frau, die am Ende ihres Lebens steht«, fügte der Ländereienbesitzer hinzu. »Die einzige in diesem Ort, die nichts Wichtiges tut. Einmal habe ich sie gefragt, warum sie selbst im Winter immer vor dem Haus sitzt. Und wißt ihr, was sie geantwortet hat? Daß sie aufs Dorf achtgeben muß, damit sie merkt, wenn das Böse uns heimsucht.«

»Dabei hat sie allerdings gründlich versagt.«

»Ganz im Gegenteil«, entgegnete der Priester. »Ihrer Unterhaltung entnehme ich, daß derjenige, der das Böse hereingelassen hat, auch dafür sorgen muß, daß es wieder geht.«

Erneutes Schweigen, und allen war klar, daß das Opfer erwählt worden war.

»Es gibt da nur noch ein letztes Detail«, meinte die Bürgermeistersfrau. »Wir wissen bereits, wann das Opfer zum Wohl der Bevölkerung dargebracht werden wird. Wir wissen bereits, wer das Opfer ist. Durch dieses Opfer wird eine gute

Seele in den Himmel aufsteigen und glücklich werden, anstatt auf dieser Erde zu leiden. Die Frage ist nur, wie gehen wir dabei vor?«

»Sehen Sie zu, daß Sie mit allen Männern in der Stadt sprechen«, sagte der Priester zum Bürgermeister. »Und berufen Sie für neun Uhr abends eine Versammlung auf dem Platz ein. Ich glaube, ich weiß, wie wir's machen. Kommen Sie kurz vor neun hier vorbei, dann können wir ungestört reden.«

Dann bat er die Wirtin und die Bürgermeistersfrau, während der Versammlung zu Berthe zu gehen und mit ihr zu reden. Obwohl die alte Frau abends nie das Haus verließ, war Vorsicht geboten.

Chantal kam pünktlich in die Bar. Es war niemand da.

»Auf dem Platz findet eine Versammlung statt«, meinte die Hotelbesitzerin. »Aber nur für die Männer.«

Mehr brauchte sie nicht zu sagen. Chantal wußte bereits, was dort geschah.

»Hast du das Gold wirklich gesehen?«

»Ja, aber Sie sollten den Fremden bitten, es hierherzubringen. Es könnte ja sein, daß er sofort verschwindet, nachdem er bekommen hat, was er will.«

»Er ist doch nicht verrückt!«

»O doch.«

Die Wirtin hielt das für eine ausgezeichnete Idee. Sie ging hinauf zum Zimmer des Fremden und kam nach zehn Minuten wieder herunter.

»Er ist einverstanden. Er sagt, es sei im Wald versteckt und er werde es morgen holen.«

»Ich glaube, heute brauche ich nicht zu arbeiten.«

»Doch. Das ist Teil deines Vertrages.«

Sie wußte nicht, wie sie ansprechen sollte, was sie am Nachmittag diskutiert hatten, aber sie wollte sehen, wie die junge Frau reagierte.

»Ich bin von all dem schockiert«, sagte sie. »Gleichzeitig ist mir klar, daß die Leute es sich zehnmal überlegen müssen, ehe sie etwas tun.«

»Sie können es zwanzig-, zweihundertmal überlegen und werden nicht den Mut dazu haben.«

»Mag sein«, räumte die Wirtin ein, »wenn sie's aber trotzdem beschließen, was würdest du dann machen?«

Die Wirtin wollte sie aushorchen, und Chantal merkte, daß der Fremde der Wahrheit näher war als sie, die schon so lange in Bescos lebte. Eine Versammlung auf dem Platz! Schade, daß der Galgen abgebaut worden war.

»Was würdest du tun?«

»Ich kann diese Frage nicht beantworten«, sagte sie, obwohl sie genau wußte, was sie täte. »Ich will dazu nur sagen, daß Böses nie Gutes bringt. Das habe ich heute nachmittag selber erlebt.«

Der Wirtin behagte es gar nicht, daß Chantal sich über ihre Anordnungen hinwegsetzen wollte, sie fand es jedoch ratsamer, sich nicht mit der jungen Frau anzulegen. Unter dem (angesichts des einzigen Hotelgastes reichlich lächerlichen) Vorwand, ihre Buchhaltung auf Vordermann bringen zu müssen, ging sie hinaus und ließ Chantal allein in der Bar zurück. Sie war beruhigt. Chantal Prym begehrte in keiner Weise auf, selbst nicht, als sie die Versammlung auf dem Platz erwähnt und ihr so gezeigt hatte, daß in Bescos etwas Ungewöhnliches passierte. Die junge Frau brauchte Geld, sie hatte das Leben noch vor sich und würde bestimmt ihren Jugendfreunden folgen und Bescos verlassen.

Und wenn sie schon nicht mitmachen wollte, so hatte sie doch offenbar auch nicht vor einzugreifen.

Priester nahm ein frugales Abendessen zu sich und setzte sich dann auf eine der Kirchenbänke. Der Bürgermeister würde in wenigen Minuten kommen.

Er betrachtete die weiß gekalkten Wände, den Altar, den kein wichtiges Kunstwerk zierte, sondern nur billige Kopien von

Heiligen, die in grauer Vorzeit da gewohnt hatten. Das Volk von Bescos war nie sehr fromm gewesen, obwohl der heilige Savinus für die Blüte des Ortes eine große Rolle gespielt hatte. Doch die Leute vergaßen Savinus und dachten lieber an Ahab, an die Kelten und an tausenderlei Bauernlegenden und begriffen nicht, daß sie, um erlöst zu werden, nur einfach Jesus als den einzigen Retter der Menschheit akzeptieren mußten.

Stunden zuvor hatte er sich selbst als Märtyrer zur Verfügung gestellt. Das war ein riskanter Spielzug gewesen, mit dem er auch ernst gemacht hätte, wenn die Leute nicht so oberflächlich, so leicht zu manipulieren gewesen wären.

>Stimmt nicht ganz. Oberflächlich schon, aber nicht so leicht zu manipulieren.< Schließlich hatten sie ihn durch ihr Schweigen und durch allerlei rhetorische Schliche so weit gebracht, daß er aussprach, was sie hören wollten: Das Opfer, das Erlösung bringt; das Opfer, das errettet; die Ruinen, aus denen neuer Glanz ersteht. Zugegeben, nach außen hin hatte er sich von ihnen für ihre Zwecke mißbrauchen lassen, doch im Grunde hatte er nur gesagt, was er selber glaubte.

Er war von früh an auf eine Priesterlaufbahn hin erzogen worden, und es war seine wahre Berufung. Mit 21 Jahren wurde er bereits zum Priester geweiht und beeindruckte alle durch seine Gabe des Wortes und durch die Fähigkeit, seine Gemeinde zu führen. Er betete jede Nacht, stand den Kranken bei, besuchte die Zuchthäuser, gab den Hungernden zu essen, genau wie es die Bibel verlangte. Allmählich verbreitete sich sein Ruf in der Region und kam dem Bischof zu Ohren, einem Mann, der für seine Weisheit und seinen Gerechtigkeitssinn bekannt war.

Dieser hatte ihn mit ein paar anderen jungen Priestern zu einem Abendessen eingeladen. Sie aßen, redeten über verschiedenes, und am Ende erhob sich der Bischof, der schon alt war und kaum noch gehen konnte, um allen reihum Wasser einzuschenken. Alle hatten abgelehnt, außer ihm, der das Glas randvoll gießen ließ.

Einer der Priester flüsterte so laut, daß der Bischof ihn hören konnte: »Wir haben alle das Wasser abgelehnt, weil wir wissen, daß wir unwürdig sind, aus den Händen dieses heiligen Mannes zu empfangen. Nur einer hat das Opfer nicht begriffen, das unser Superior bringt, indem er mit der schweren Flasche herumgeht.«

Als er wieder an seinem Platz saß, sagte der Bischof:

»Ihr, die ihr mich für heilig haltet, hattet nicht die Demut, etwas zu empfangen, und ich hatte nicht die Freude, etwas zu geben. Er hat nur geholfen, daß sich das Gute zeigen konnte.«

Daraufhin hatte ihn der Bischof umgehend in eine wichtigere Gemeinde berufen.

Die beiden blieben Freunde und sahen sich häufig. Immer wenn er Zweifel hatte, wandte er sich an den, den er seinen »geistigen Vater« nannte, und war zumeist mit den Antworten zufrieden. Eines Nachmittags jedoch war er voller Zweifel zum Bischof gegangen, weil er nicht wußte, ob sein Leben und Trachten gottesfürchtig genug waren.

»Abraham nahm die Fremden auf, und Gott war es zufrieden«, war die Antwort gewesen. »Elias liebte die Fremden nicht, und Gott war es zufrieden. David war stolz auf das, was er tat, und Gott war es zufrieden. Der Zöllner vor dem Altar schämte sich dessen, was er tat, und Gott war es zufrieden. Johannes der Täufer ging in die Wüste, und Gott war es zufrieden. Paulus ging in die großen Städte des Römischen Reiches, und Gott war es zufrieden. Wie soll ich wissen, was dem Allmächtigen Freude bereitet? Tu, was dein Herz dir sagt, und Gott wird es zufrieden sein.«

Am Tag nach diesem Gespräch starb der Bischof, sein großer spiritueller Mentor, an einem heftigen Herzanfall. Der Priester deutete den Tod des Bischofs als Zeichen und folgte fortan, wie dieser empfohlen hatte, einzig seinem Herzen. Manchmal gab er ein Almosen, manchmal hieß er die Leute arbeiten gehen. Er hielt abwechselnd ernste Predigten und sang gemeinsam mit den Gläubigen. Sein neues Verhalten kam dem neuen Bischof zu Ohren, der ihn zu sich rief.

Er war höchst überrascht, als er im Bischofspalast denjenigen vorfand, der ein paar Jahre zuvor die Bemerkung über das Wasser gemacht hatte.

»Ich weiß, Sie stehen heute einer wichtigen Gemeinde vor«, sagte der neue Bischof hämisch. »Und daß Sie in all diesen Jahren zu einem großen Freund meines Vorgängers geworden sind. Vielleicht sogar dieses Amt angestrebt haben.«

»Nein«, hatte er geantwortet. »Ich strebe Weisheit an.«

»Dann werden Sie jetzt ein sehr gebildeter Mann sein. Aber ich habe merkwürdige Geschichten über Sie gehört: Manchmal geben Sie Almosen, und manchmal verweigern Sie die Hilfe, die unsere Kirche geben muß.«

»Meine Hose hat zwei Taschen, in jeder steckt ein Blatt Papier, und ich stecke Geld nur in meine linke Tasche.«

Der neue Bischof war von dieser Geschichte verwirrt. Was stand auf den Papieren?

»Auf dem Papier in der rechten Tasche steht: Ich bin nichts ah Staub und Asche. Auf dem in der linken Tasche, in der ich auch mein Geld verwahre, steht: Ich bin einer, durch den Gott sich auf Erden offenbart. Wenn ich Elend und Ungerechtigkeit sehe, stecke ich meine Hand in die linke Tasche und helfe. Wenn ich Faulheit und Trägheit sehe, stecke ich die Hand in die rechte Tasche und stelle fest, daß ich nichts zu geben habe. So gelingt es mir, die materielle und die spirituelle Welt im Gleichgewicht zu halten.«

Der neue Bischof dankte für dieses schöne Bild der Barmherzigkeit und hieß ihn wieder in seine Gemeinde zurückkehren. Im übrigen habe er vor, die ganze Region neu zu strukturieren. Kurz darauf erhielt der Priester Nachricht von seiner Entsendung nach Bescos.

Er verstand die Botschaft sofort: Neid. Aber er hatte das Versprechen abgegeben, Gott wo auch immer zu dienen, und machte sich voller Demut und Eifer auf den Weg nach Bescos. Dies war eine neue Herausforderung, der es gerecht zu werden galt.

Ein Jahr verging. Und noch eines. Nach fünf Jahren war es ihm noch immer nicht gelungen, mehr Gläubige in die Kirche zu holen, sosehr er sich auch bemühte. In Bescos ging ein Gespenst mit Namen Ahab um, und der Priester konnte predigen, was und wie er wollte, er konnte gegen die alten Legenden nichts ausrichten.

Zehn Jahre vergingen. Am Ende des zehnten Jahres begriff er seinen Irrtum: Seine Suche nach Weisheit hatte sich in Arroganz verkehrt. Er war so überzeugt von der göttlichen Gerechtigkeit, daß er sie nicht mit der Kunst der Diplomatie zu vereinen wußte. Er vermeinte, in einer Welt zu leben, in der Gott allgegenwärtig ist, und hatte sich inmitten von Leuten wiedergefunden, die Ihn häufig nicht in ihre Herzen ließen.

Nach fünfzehn Jahre begriff er, daß er niemals von hier wegkommen würde: Der neue Bischof war inzwischen ein einflußreicher Kardinal im Vatikan, dem große Chancen nachgesagt wurden, dereinst zum Papst gewählt zu werden. Konnte er sich da leisten, daß ein hinterwäldlerischer Priester daherkam und ausplauderte, daß er ihn einst aus Neid in die Provinz verbannt hatte?

Inzwischen hatte sich der Priester vom vollkommenen Fehlen von Anreizen bereits anstecken lassen - niemand widersteht so vielen Jahren der Gleichgültigkeit. Er dachte, er wäre Gott nützlicher gewesen, wenn er beizeiten das Priesteramt aufgegeben hätte. Aber er hatte diese Entscheidung immer wieder aufgeschoben, weil er stets glaubte, die Lage würde sich ändern, und jetzt war es zu spät, und er hatte den Kontakt zur Welt verloren.

Zwanzig Jahre später schreckte er eines Nachts völlig verzweifelt aus dem Schlaf hoch. Sein Leben war vollkommen nutzlos gewesen. Er wußte, wessen er alles fähig war und wie wenig er hatte umsetzen können. Er erinnerte sich an die beiden Blatt Papier, die er in seine Hosentaschen gesteckt hatte, und merkte, daß er seine Hand nur immer in die rechte Tasche steckte. Er hatte weise sein wollen, war dabei aber undiplomatisch vorgegangen. Er hatte gerecht sein wollen, und

war nicht weise gewesen. Er hatte diplomatisch vorgehen wollen und darüber seinen Wagemut eingebüßt.

>Wo ist deine Großzügigkeit, Herr? Warum hast du mir angetan, was du Hiob angetan hast? Werde ich im Leben noch eine Chance bekommen? Gib mir doch eine zweite Chance!<

Er war aufgestanden, hatte die Bibel an einer beliebigen Seite aufgeschlagen, wie immer, wenn er eine Antwort brauchte. Sie öffnete sich an der Stelle, an der es um das letzte Abendmahl Christi geht und Jesus den Verräter bittet, ihn den Soldaten zu übergeben, die ihn suchen.

Der Priester dachte stundenlang über das Gelesene nach: Warum bat Jesus den Verräter, eine Sünde zu begehen?

>Damit sich die Schrift erfüllt<, würden die Kirchenväter sagen. Aber dennoch, weshalb stiftete Jesus einen Menschen zur Sünde an und bewirkte damit für ihn ewige Verdammnis?

Jesus würde dies niemals tun. In Wahrheit war der Verräter nur ein Opfer, so wie Er selber. Das Böse mußte sich zeigen und seine Rolle spielen, damit das Gute am Ende siegen konnte. Ohne Verrat würde es das Kreuz nicht geben, die Schrift würde nicht erfüllt, das Opfer nicht als Beispiel dienen.

Tags darauf war ein Fremder in die Stadt gekommen, wie so viele andere, die kamen und gingen. Der Priester hatte dem keine Bedeutung beigemessen und ihn ebenso wenig mit der Bitte in Zusammenhang gebracht, die er an Jesus gerichtet, oder mit dem Satz, den er gelesen hatte. Als er die Geschichte über die Modelle gehört hatte, die Leonardo da Vinci benutzt hatte, um das >Abendmahl< zu malen, erinnerte er sich, daß er einen Text zum selben Thema in der Bibel gelesen hatte, tat es aber als Zufall ab.

Erst als Chantal Prym den Vorschlag unterbreitete, begriff er, daß seine Bitte erhört worden war.

Das Böse mußte sich zeigen, damit er endlich das Herz der Bewohner rühren konnte. Erstmals seit seiner Ankunft in Bescos war seine Kirche zum Bersten voll gewesen. Und erstmals waren die Honoratioren des Dorfes zu ihm in die Sakristei gekommen.

>Das Böse mußte sich zeigen, um den Wert des Guten zu verstehen.< So wie dem Verräter in der Bibel, der nach vollbrachter Tat begriff, was er angerichtet hatte, würde es auch diesen Leuten ergehen. Sie würden ihre Tat so sehr bereuen, daß sie in der Kirche Zuflucht suchen und nach all den Jahren zu frommen, gottesfürchtigen Menschen würden.

Ihm war die Rolle zugedacht worden, ein Werkzeug des Bösen zu sein. Das war die tiefste Demut, die er Gott darbieten konnte.

Der Bürgermeister kam zur verabredeten Stunde. »Ich möchte wissen, was ich sagen soll.«

»Lassen Sie nur, ich selber werde die Versammlung leiten«, war die Antwort.

Der Bürgermeister zögerte. Schließlich war er die höchste Instanz in Bescos, und er sah es nicht gern, wenn ein Auswärtiger sich in wichtige lokale Angelegenheiten einmischte. Obwohl der Priester bereits mehr als zwanzig Jahre im Ort lebte, war er nicht hier geboren, kannte er nicht alle Geschichten, floß in seinen Adern nicht Ahabs Blut.

»Ich denke, so schwerwiegende Dinge sollte ich selber direkt mit der Bevölkerung klären«, wandte er daher ein.

»Einverstanden. Um so besser, denn es kann schiefgehen, und ich möchte nicht, daß die Kirche darin verwickelt ist. Ich werde Ihnen meinen Plan erklären, und Sie übernehmen es, ihn publik zu machen.«

»Wenn ich es mir recht überlege, glaube ich, daß Sie Ihren Plan doch lieber selber vertreten sollten.«

>Immer die Angst<, dachte der Priester. >Um einen Menschen zu beherrschen, mußt du nur dafür sorgen, daß er Angst hat.<

Die beiden Frauen kamen kurz vor neun Uhr bei Berthes Haus an und fanden sie in ihrem kleinen Wohnzimmer, wo sie in ihrem Sessel saß und strickte.

»Das Dorf ist heute abend so anders«, sagte die alte Frau. »Ich habe viele Menschen vorbeigehen hören, das Geräusch vieler

Schritte. Ist die Bar nicht etwas zu klein für diesen großen Andrang?«

»Das waren die Männer«, antwortete die Wirtin. »Sie sind alle auf den Platz gegangen, um darüber zu diskutieren, was mit dem Fremden geschehen soll.«

»Ich verstehe. Ich glaube, da ist nicht viel zu diskutieren: Entweder nimmt man seinen Vorschlag an, oder man läßt ihn in zwei Tagen ziehen.«

»Es kommt nicht in Frage, daß wir sein Angebot annehmen«, empörte sich die Bürgermeistersfrau.

»Warum denn nicht? Mir wurde erzählt, daß der Priester heute eine hervorragende Predigt gehalten hat, in der er davon sprach, daß das Opfer eines einzigen Menschen die Menschheit errettet, daß auch Gott die Wette eines Dämons angenommen und am Ende seinen treuesten Diener bestraft hat. Was ist falsch daran, wenn die Bewohner von Bescos beschließen, den Vorschlag - sagen wir - als ein Geschäft zu betrachten?«

»Das meinen Sie doch nicht im Ernst?«

»Und ob ich das ernst meine. Ihr versucht doch alle nur, mich hinters Licht zu führen.«

Die beiden Frauen überlegten, ob sie aufstehen und gehen sollten. Aber das war riskant.

»Außerdem: Wem verdanke ich die Ehre dieses Besuches? Das ist sonst noch nie vorgekommen.«

»Chantal Prym hat vor zwei Tagen den verfluchten Wolf heulen hören.«

»Wir wissen doch alle, daß der verfluchte Wolf eine dumme Ausrede des Schmieds war«, sagte die Wirtin. »Er wird mit irgendeiner Frau aus dem Nachbardorf in den Wald gegangen sein, und als er versuchte, sie aufs Kreuz zu legen, hat sie sich gewehrt, und da mußte er diese Geschichte aus dem Hut zaubern, um seine blauen Flecken zu erklären. Wie auch immer: Wir wollten schon immer einmal vorbeikommen, um nach dem Rechten zu sehen.«

»Alles ist vollkommen in Ordnung. Ich stricke eine Decke, obschon ich nicht weiß, ob ich sie fertig kriege, wo ich doch schon morgen sterben kann.«

Peinliche Stille.

»Alte Menschen sterben oft ganz plötzlich«, fuhr Berthe fort.

Die beiden Besucherinnen seufzten erleichtert auf.

»Daran müssen Sie doch noch nicht denken.«

»Mag sein. Sehen wir, was der nächste Tag bringt. Dennoch hat mich das heute stark beschäftigt.«

»Gab es dazu einen Anlaß?«

»Brauche ich denn einen?«

>Schleunigst das Thema wechseln<, dachte die Wirtin, >so unauffällig wie möglich.< Inzwischen mußte die Versammlung auf dem Platz begonnen haben. Hoffentlich dauerte sie nicht zu lange. Laut sagte sie: »Ich glaube, je älter man wird, desto klarer sieht man, daß der Tod unausweichlich ist. Und wir müssen lernen, ihm gelassen, weise und demütig entgegenzusehen: Häufig erlöst er uns von unnötigem Leid.«

»Sie haben recht«, antwortete Berthe. »Genau das habe ich heute abend auch gedacht. Und wissen Sie, zu welcher Schlußfolgerung ich gekommen bin? Ich habe Angst, große Angst vor dem Sterben. Ich glaube, meine Stunde ist noch nicht gekommen.«

Die Atmosphäre wurde immer drückender, und die Bürgermeistersfrau mußte an die Diskussion in der Sakristei denken, als die Rede vom Friedhof war und doch alle in Wahrheit etwas anderes meinten. Sie hätte zu gern gewußt, wie sich die Versammlung auf dem Platz anließ, was der Priester vorhatte und wie die Männer von Bescos darauf reagieren würden. Wozu Berthe zu einem offeneren Gespräch animieren? Niemand läßt sich so mir nichts, dir nichts und ohne sich bis zum letzten zu wehren umbringen. Ja, wenn sie diese Frau töten wollten, mußte es möglichst kampflos abgehen und ohne Spuren, die im Fall einer Autopsie Verdacht erregen könnten.

Verschwinden. Diese Alte mußte einfach verschwinden. Ihre Leiche durfte weder auf dem Friedhof landen noch im Wald verscharrt werden. Sobald der Fremde den Beweis für das von ihm verlangte Verbrechen hätte, mußten sie sie verbrennen und ihre Asche in den Bergen ausstreuen.

»Woran denken Sie?« unterbrach Berthe ihre Gedanken.

»An ein Feuer«, antwortete die Bürgermeistersfrau. »An ein schönes Feuer, das unsere Körper und unsere Herzen erwärmt.«

»Wie gut, daß wir nicht mehr im Mittelalter leben! Wußten Sie, daß so mancher im Dorf mich für eine Hexe hält?«

Das ließ sich nun nicht bestreiten, ohne daß die Alte mißtrauisch wurde. Die beiden Frauen nickten.

»Wären wir noch im Mittelalter, könnte man mich einfach verbrennen - einfach so, als Sündenbock für was weiß ich.«

>Was ist bloß in sie gefahren?< überlegte die Wirtin. >Hat uns jemand verraten? Ist die Bürgermeistersfrau etwa schon vorher hiergewesen und hat ihr alles erzählt? Hat der Priester etwa seinen Vorschlag bereut und einer Sünderin alles gebeichtet?<

»Na, dann danke ich euch für euren Besuch. Ich hoffe, ihr seid beruhigt: Mir geht es gut, ich bin quicklebendig und kerngesund, und wenn nötig opfere ich mich sogar und mache eine dieser idiotischen modernen Diäten zur Cholesterinsenkung. Mit anderen Worten: Ich lebe gern noch ein Weilchen.«

Berthe erhob sich, öffnete die Tür und verabschiedete sich von ihren Besucherinnen.

»Ich habe mich gefreut, daß ihr gekommen seid. Ich werde jetzt schlafen gehen, an der Decke kann ich morgen weiterstricken. Und ehrlich gesagt glaube ich an den verfluchten Wolf. Also, paßt gut auf euch auf! Und bis bald!«

Und damit schloß sie die Tür.

»Sie weiß Bescheid!« flüsterte die Wirtin der Bürgermeistersfrau zu. »Jemand muß es ihr gesteckt haben! Haben Sie nicht die Ironie in ihrer Stimme bemerkt? Sie hat

genau gemerkt, daß wir nur hier waren, um ein Auge auf sie zu haben.«

»Das kann sie doch gar nicht«, flüsterte die Bürgermeistersfrau völlig verstört zurück. »Keiner wäre so verrückt, ihr alles zu sagen. Es sei denn...«

»Es sei denn was?«

»Es sei denn, sie ist tatsächlich eine Hexe. Erinnern Sie sich an den Wind in der Sakristei?«

»Ja, bei geschlossenen Fenstern.«

Den beiden Frauen wurde bang ums Herz, und jahrhundertealter Aberglaube kam wieder hoch. Wenn sie wirklich eine Hexe war, würde Berthes Tod den Ort nicht retten, sondern ihn am Ende vollkommen zerstören.

Das sagten die Legenden.

Berthe löschte das Licht und spähte durch einen Spalt in der Gardine hinaus zu den beiden Frauen. Sie wußte nicht, sollte sie lachen oder weinen oder sich nur einfach in ihr Schicksal schicken. Nur eines wußte sie ganz sicher: Sie war dazu erwählt, zu sterben.

Ihr Mann war ihr am späten Nachmittag erschienen, und zu ihrer Überraschung kam er in Begleitung von Chantal Pryms Großmutter. Im ersten Moment gab es Berthe einen Stich: Was hatte er mit dieser Frau zu schaffen? Aber dann sah sie die Sorge im Blick der beiden und wurde ganz verzweifelt, als die beiden ihr von dem Treffen in der Sakristei erzählten und sie inständig drängten, sofort zu fliehen.

»Ihr macht doch hoffentlich Witze«, wiegelte Berthe ab. »Wie soll ich denn fliehen? Meine Beine tragen mich ja schon kaum die hundert Meter bis zur Kirche, wie soll ich da davonrennen und mich irgendwo verstecken? Findet ihr bitte dort oben eine Lösung für mein Problem und beschützt mich! Wozu habe ich ein Leben lang zu allen Heiligen gebetet?«

Die Situation sei komplizierter, als Berthe sie sich vorstelle, erklärten sie: Es gehe um einen Kampf zwischen Gut und Böse, in den niemand eingreifen könne. Engel und Dämonen lieferten

sich eine ihrer periodischen Schlachten, die ganze Regionen für eine bestimmte Zeitspanne verdammen oder retten konnten.

»Das interessiert mich nicht. Ich weiß nicht, wie ich mich verteidigen soll. Dieser Kampf ist nicht meiner, ich will mich nicht daran beteiligen.«

Keiner hatte es gewollt. Alles hatte damit angefangen, daß ein Schutzengel durcheinandergeriet. Eine Frau war mit ihren beiden Töchtern entführt worden. Die Tage der Frau und ihrer älteren Tochter waren schon gezählt, aber die dreijährige Jüngste sollte gerettet werden, ihren Vater über den Verlust der Frauen hinwegtrösten und ihm ermöglichen, weiter ans Leben zu glauben. Er war ein rechtschaffener Mann und würde, obwohl er sich schrecklich grämte, gemäß Gottes unerforschlichem Ratschluß am Ende über die Tragödie hinwegkommen. Das Mädchen würde mit diesem Trauma aufwachsen und mit zwanzig ihre eigene Leidenserfahrung dazu verwenden, das Leid anderer zu lindern. Ihr wohltätiges Werk würde in die ganze Welt hinausgetragen.

Das war der ursprüngliche Plan. Und alles lief gut: Die Polizei stürmte das Versteck der Entführer, eröffnete das Feuer, und diejenigen, denen an diesem Tag zu sterben bestimmt war, kamen dabei zu Tode. In diesem Augenblick machte der Schutzengel des kleinen Mädchens - das wie alle Dreijährigen ständig mit seinem Schutzengel in Kontakt stand - diesem ein Zeichen, an die Wand zurückzuweichen. Doch das Mädchen deutete das Zeichen falsch und ging statt dessen auf ihn zu.

Zwei Schritte - dreißig Zentimeter - genügten, um tödlich getroffen zu werden. Von diesem Augenblick an nahm die Geschichte eine andere Wende. Was sich in eine schöne Geschichte der Erlösung verwandeln sollte, wurde zu einem Kampf ohne Atempause. Der Dämon trat auf den Plan, forderte die Seele des Vaters, die voll ohnmächtigem Haß und Rachegelüsten war. Die Engel wollten das nicht zulassen. Er war ein guter Mann und dazu auserwählt, seiner Tochter dabei zu helfen, vieles in der Welt zu verändern, auch wenn er von Berufs wegen nicht gerade dazu prädestiniert schien.

Doch seine Ohren blieben taub gegen die Beschwörungen der Engel. Und ganz allmählich bemächtigte sich der Dämon seiner Seele, bis er sie fast ganz und gar beherrschte.

»Fast ganz und gar«, wiederholte Berthe. »Wieso fast?«

Ja, fast, denn ein kleiner Lichtschimmer blieb, weil einer der Engel sich weigerte, den Kampf aufzugeben. Ein Engel, der noch niemandem aufgefallen war, bis er sich in der vergangenen Nacht durch Chantal Prym ein wenig Gehör verschafft hatte.

Darum sei sie hier, erklärte Chantals Großmutter. Wenn überhaupt jemand helfen konnte, dann ihre Enkelin. Doch der Kampf sei grimmiger denn je und der Engel des Fremden erneut in Gefahr, von seinem Dämon unterdrückt zu werden.

Berthe versuchte die beiden zu beruhigen, die sehr nervös wirkten. Als Tote hätten sie schließlich nichts zu befürchten, ganz im Gegensatz zu ihr. Warum denn nicht sie Chantal helfen könnten, alles zu ändern?

Chantals Dämon sei gerade dabei, die Oberhand zu gewinnen, antworteten sie. Vorhin im Wald habe die Großmutter ihrer Enkelin den verfluchten Wolf geschickt - den gab es wirklich, und der Schmied sagte die Wahrheit. Sie wollte die Güte im Mann wecken, und es war ihr auch gelungen. Aber offensichtlich war das Gespräch zwischen den beiden nicht weiter gediehen. Beide waren zu starke Persönlichkeiten. Es blieb nur noch eine letzte Chance: Daß die junge Frau endlich sah, was sie sie sehen machen wollten. Oder vielmehr, da sie wußten, daß sie es bereits gesehen hatte: daß sie es verstand.

»Was denn?« fragte Berthe.

Das durften sie ihr nicht sagen. Der Kontakt mit den Lebenden hatte seine Grenzen, einige Dämonen paßten genau auf das auf, was sie sagten, und könnten alles zunichte machen, wenn sie den Plan schon vorher kannten. Es sei aber etwas ganz Einfaches, und Chantal, wenn sie so pfiffig war, wie ihre Großmutter behauptete, würde die Situation schon in den Griff bekommen.

Berthe drang nicht weiter in sie. Es lag ihr fern, um eine Indiskretion zu bitten, die ihr das Leben kosten konnte, obwohl sie sehr gern Geheimnisse hörte. Dennoch fehlte da eine Erklärung, und sie wandte sich an ihren Mann:

»Du hast gesagt, ich soll hier all diese Jahre auf diesem Stuhl sitzen und auf den Ort achtgeben, weil das Böse hier hereinkommen könnte. Das war lange bevor der Engel ein mißverständliches Zeichen gab und das kleine Mädchen getötet wurde. Wieso?«

Ihr Ehemann antwortete, daß das Böse so oder so nach Bescos gekommen wäre, da es auf Erden seine Runde zu machen pflege und die Menschen gern unvorbereitet packe.

»Das überzeugt mich nicht.«

Das war Berthes Mann auch nicht. Trotzdem war es die Wahrheit. Das Duell zwischen Gut und Böse, sagte er, fände eben im Herzen eines jeden Menschen statt, dem eigentlichen Schlachtfeld aller Engel und Dämonen; dort kämpften sie seit Jahrtausenden um jede Handbreit Terrain, bis einer der Kontrahenten den anderen vollkommen vernichtet hätte. Allerdings gebe es, obwohl er sich bereits auf der spirituellen Ebene befinde, immer noch viele Dinge, die er nicht wisse - viel mehr übrigens als auf Erden.

»Das ist überzeugender. Macht euch keine Sorgen. Wenn ich sterben soll, dann nur, weil meine Stunde gekommen ist.«

Unter dem Vorwand, sie müßten das Mädchen dazu bringen, richtig zu verstehen, was sie gesehen hatte, gingen die beiden davon. Berthe ließ ihren Mann ungern ziehen, zumal sie etwas eifersüchtig war auf seine Begleiterin, die einstmals eine der begehrtesten Frauen in Bescos gewesen war. Doch sie wußte, daß er auf sie aufpaßte und daß es sein größter Wunsch war, daß sie das Leben noch lange genießen konnte.

Als sie die Frauen draußen stehen sah, fand sie es trotz allem erstrebenswert, noch ein bißchen in diesem Tal zu verweilen, den Blick auf die Berge zu genießen, die ewigen Konflikte zwischen Männern und Frauen mitzubekommen, zwischen den Bäumen und dem Wind, den Engeln und den Dämonen.

Noch ehe die Versammlung auf dem Platz beendet war, schlummerte Berthe bereits ein. Sie war zuversichtlich, daß Chantal Prym zu guter Letzt die Botschaft schon verstehen würde, obwohl sie nicht wie sie die Gabe hatte, mit den Seelen der Toten Zwiesprache zu halten.

>Morgen will ich unbedingt in einer anderen Farbe weiterstricken<, nahm sich Berthe vor, ehe sie einschlief.

In der Kirche, auf geheiligtem Boden, habe ich von der Notwendigkeit eines Opfers gesprochen«, sagte der Priester. »Hier auf weltlichem Boden bitte ich euch, zum Martyrium bereit zu sein.«

Auf dem kleinen Platz mit seinem trüben Licht, das von einer einzigen Laterne herrührte (zu mehr hatte es, allen Wahlversprechungen des Bürgermeisters zum Trotz, bisher nicht gereicht), standen die Bauern und Hirten dicht gedrängt; sie sahen müde aus, denn sie waren gewohnt, mit der Sonne ins Bett zu gehen und mit ihr aufzustehen. Alles verharrte in respektvollem und angstvollem Schweigen. Der Priester hatte neben das Kreuz einen Stuhl gestellt, auf den er jetzt stieg, damit ihn alle sehen konnten.

»Jahrhundertelang wurde die Kirche angeklagt, ungerechte Kämpfe geführt zu haben, während sie in Wahrheit nur versuchte, die Anfeindungen zu überleben.«

»Wir sind nicht hergekommen, um etwas über die Kirche zu hören, Pater«, rief eine Stimme. »Wir wollen wissen, was mit Bescos los ist.«

»Ich brauche euch nicht zu sagen, daß Bescos davon bedroht ist, von der Landkarte zu verschwinden, samt euren Ackern und euren Herden. Ich bin auch nicht hier, um über die Kirche zu sprechen, aber eines muß ich doch sagen: Nur durch Opfer und Buße können wir errettet werden. Und bevor ihr mich weiter unterbrecht: Ich spreche von der Opferung von einem unter uns und der Buße aller und der Errettung der Stadt.«

»Wer sagt uns, daß er nicht lügt?« rief eine Stimme dazwischen.

»Morgen wird uns der Fremde das Gold zeigen«, sagte der Bürgermeister zufrieden, weil er mehr wußte als der Priester. »Chantal Prym will die Verantwortung nicht allein tragen, und die Wirtin hat ihn überredet, die Goldbarren herzubringen. Ohne diese Garantie tun wir nichts.«

Dann begann der Bürgermeister von all den Verbesserungen zu reden, die er in der Stadt durchführen wollte, dem Kinderspielplatz, der Steuersenkung, der Verteilung des Goldes unter die einzelnen Bürger.

»Zu gleichen Teilen«, sagte jemand.

Die Stunde war gekommen, in der er Farbe bekennen mußte. Alle Augen waren auf ihn gerichtet und wirkten plötzlich hellwach.

»Zu gleichen Teilen«, bestätigte der Priester, ehe der Bürgermeister reagieren konnte. Sie hatten keine Wahl. Entweder trugen alle die gleiche Verantwortung und erhielten alle die gleiche Belohnung, oder sonst würde über kurz oder lang jemand das Verbrechen anzeigen - aus Neid oder aus Rache. Beides hatte der Priester am eigenen Leib zu spüren bekommen.

»Wer wird sterben?«

Der Bürgermeister erklärte genau, wie die Wahl auf Berthe gefallen war. Ihr Mann war tot, und er fehlte ihr sehr, sie hatte keine Freunde, auch war sie alt, nicht mehr richtig im Kopf und saß von morgens bis abends tatenlos vor ihrem Haus. Ihr Erspartes hatte sie auf eine Bank in der Stadt gebracht, anstatt es in Ländereien oder Schafe in Bescos zu investieren; die einzigen, die etwas davon hatten, waren die Händler, die wie der Lieferwagen mit dem Brot wöchentlich im Ort erschienen, um ihre Produkte zu verkaufen.

Aus der Menge erhob sich keine einzige Gegenstimme. Der Bürgermeister war zufrieden. Seine Autorität blieb unangetastet. Der Priester wußte jedoch, daß dies ein gutes oder ein schlechtes Zeichen sein konnte, weil Schweigen nicht zwingend Zustimmung bedeutete, sondern oft nur die Unfähigkeit, sofort zu reagieren. Es war nicht ausgeschlossen,

daß jemand dagegen war und sein stillschweigendes Einverständnis bald bereute. Nicht auszudenken, was dann geschehen konnte.

»Es müssen alle einverstanden sein«, sagte der Priester. »Ich möchte, daß ihr laut sagt, ob ihr einverstanden seid oder nicht, damit Gott es hört und weiß, daß es in Seinem Heer tapfere Männer gibt. Wenn ihr nicht an Gott glaubt, bitte ich euch dennoch, laut eure Stimme abzugeben, damit jeder genau weiß, was der andere denkt.«

Dem Bürgermeister gefiel die Art nicht, wie der Priester »ich möchte« gesagt hatte statt »wir möchten« oder »der Bürgermeister möchte«. Wenn diese Angelegenheit ausgestanden war, würde er seine Autorität auf Teufel komm raus zurückerobern. Jetzt ließ er als guter Politiker den Priester handeln und sich die Finger verbrennen.

»Ich will, daß ihr zustimmt.«

Das erste »Ja« kam vom Schmied. Der Bürgermeister stimmte, um seinen Mut zu zeigen, ebenfalls mit lauter Stimme zu. Einer nach dem anderen gaben die versammelten Männer ihr Einverständnis - bis alle sich verpflichtet hatten.

Einige hatten zugestimmt, weil sie dann schneller nach Hause gehen konnten; andere dachten an das Gold und wie sie so schnell wie möglich aus Bescos abhauen konnten; einige hatten vor, ihren Kindern Geld zu schicken, damit sie sich vor ihren Freunden in der Stadt nicht mehr zu schämen brauchten. Keiner der Anwesenden glaubte indes, daß Bescos dank dem Gold seinen verlorenen Glanz wiedererlangen könnte, sie wollten nur den Reichtum haben, den sie immer verdient, aber nie bekommen hatten.

Keiner hatte den Mut, nein zu sagen.

»In dieser Stadt leben hundertacht Frauen und hundert-dreiundsiebzig Männer«, fuhr der Priester fort. »Jeder männliche Einwohner hat mindestens eine Waffe, denn schließlich will die Tradition des Ortes, daß jeder das Jagen erlernt. Nun, morgen früh werdet ihr diese Waffen mit jeweils einer Kugel in die Sakristei bringen. Ich bitte den Bürgermeister,

der mehr als ein Gewehr im Haus hat, eins für mich mitzubringen.«

»Wir geben unsere Waffen niemals in fremde Hände«, rief ein Förster. »Sie sind heilig, launisch, persönlich.«

»Laßt mich ausreden und euch erklären, wie ein Erschießungskommando funktioniert: Sieben Soldaten wird befohlen, auf einen zum Tode Verurteilten zu schießen. Sieben Gewehre werden an die Soldaten ausgegeben - sechs davon sind mit echten Kugeln geladen, und eines enthält nur eine Platzpatrone. Das Pulver explodiert genau wie bei den anderen, der Lärm ist der gleiche, aber es ist kein Blei darin, das auf den Körper des Opfers abgefeuert wird. Keiner der Soldaten weiß, welches Gewehr mit der Platzpatrone geladen ist. So glaubt jeder, es wäre seines und daß die ändern für den Tod des Verurteilten verantwortlich sind, den sie nicht kannten, den sie aber töten mußten.«

»Alle halten sich für unschuldig«, sagte der Besitzer der Ländereien, der bislang geschwiegen hatte.

»Genau. Morgen werde ich aus 87 Patronen das Blei entfernen und in den anderen Gewehren die echte Munition belassen. Wenn ihr dann schießt, könnt ihr nicht wissen, welche Waffen Projektile enthielten und welche nicht. So kann sich jeder von euch für unschuldig halten.«

Die müden Männer begrüßten den Vorschlag des Priesters mit einem Seufzer der Erleichterung. Alle strafften wie gestärkt ihre Schultern, und es war, als hätte die Geschichte ihre Tragik verloren und gelte nur noch der Jagd nach einem verborgenen Schatz. So konnte jeder sich in der Gewißheit wiegen, daß sein Gewehr nur eine Platzpatrone enthielt und er somit unschuldig war - aber mit denen solidarisch, die ihr Leben verändern und gemeinsam am gleichen Strick ziehen wollten. Bescos war eben trotz allem ein Ort, in dem ein neuer Wind wehen konnte.

»Ich für mich will nichts dem Zufall überlassen. Meine Waffe wird als einzige garantiert geladen sein. Ich verzichte auch auf meinen Anteil am Gold. Ich tue es aus anderen Gründen.«

Dem Bürgermeister gefiel erneut nicht, was der Priester sagte. Er schien den Bewohnern von Bescos suggerieren zu wollen, daß er ein mutiger Mann mit Führungsqualitäten war, großzügig und zu jedem Opfer bereit. Wenn die Bürgermeistersfrau dagewesen wäre, hätte sie gesagt, er spekuliere auf den Bürgermeisterposten.

>Warten wir den Montag ab<, dachte er. Er würde geeignete Maßnahmen ergreifen, um dem Priester das Leben in Bescos gründlich zu versauern.

»Und das Opfer?« fragte der Schmied.

»Es wird dasein«, antwortete der Priester. »Ich kümmere mich darum. Aber ich brauche drei Männer, die mir helfen.«

Da sich niemand freiwillig meldete, wählte der Priester drei kräftige Männer aus. Nur einer versuchte sich zu entziehen, doch ein Blick seiner Freunde, und er spurte sofort.

»Wo soll die Opferung stattfinden?« fragte der Ländereienbesitzer, indem er sich direkt an den Priester wandte. Der Bürgermeister, der seine Autorität erneut schwinden sah, fuhr dazwischen:

»Das entscheide ich«, blaffte er den Besitzer der Ländereien wütend an. »Der Boden von Bescos darf nicht mit Blut befleckt werden. Die Opferung findet morgen zur gleichen Zeit neben dem keltischen Monolithen statt. Bringt Taschenlampen, Laternen und Fackeln mit, damit alle gut sehen, wohin sie das Gewehr richten, und nicht danebenschießen.«

Der Priester stieg vom Stuhl herunter. Die Versammlung war beendet, und alle hatten es eilig, nach diesem gespenstischen Abend nach Hause zu kommen. Der Bürgermeister traf seine Frau, die ihm von dem Besuch bei Berthe erzählte und von der Angst, die diese gehabt habe. Im übrigen seien sie und die Wirtin sich einig, daß Berthe nichts wissen konnte und daß allein ihr Schuldgefühl sie habe Gespenster sehen lassen, wo keine waren, »wie der verfluchte Wolf«, meinte sie.

Der Priester kehrte in die Kirche zurück und verbrachte die ganze Nacht im Gebet.

Frühstück mußte Chantal mit dem Brot vom Vortag vorliebnehmen, denn sonntags gab's keinen Brotdienst. Sie blickte aus dem Fenster und sah, wie die Bewohner von Bescos ihre Häuser verließen, alle mit einem Gewehr in der Hand. Sie bereitete sich darauf vor zu sterben, denn es war ja durchaus möglich, daß die Wahl auf sie gefallen war. Doch niemand klopfte an ihre Tür, und alle gingen an ihrem Haus vorbei und weiter zur Sakristei, aus der sie kurz darauf mit leeren Händen wieder herauskamen.

Chantal trabte hinüber zum Hotel, wo die Wirtin ihr erzählte, was in der Nacht geschehen war: von der Wahl des Opfers, dem Vorschlag des Priesters, den Vorbereitungen für die Opferung. Der feindselige Ton war wie weggeblasen, und die Dinge schienen sich zu Chantals Gunsten zu wenden.

»Da ist noch etwas, was ich sagen wollte. Irgendwann wird Bescos merken, was du alles für seine Bewohner getan hast.«

»Aber sind Sie sicher, daß der Fremde das Gold herausrückt?« fragte Chantal.

»Ich zweifle nicht daran. Eben ist er mit leerem Rucksack aufgebrochen.«

Sie beschloß, nicht im Wald spazierenzugehen, denn dazu hätte sie am Haus von Berthe vorbeigehen müssen, der sie nicht mehr in die Augen zu blicken wagte. Statt dessen kehrte sie in ihr Zimmer zurück.

Vergangene Nacht hatte sie einen merkwürdigen Traum gehabt. Ein Engel hatte ihr elf Goldbarren überreicht und sie gebeten, sie bei sich aufzubewahren.

Chantal antwortete dem Engel, daß hierzu jemand getötet werden müsse. Er versicherte, daß dem nicht so sei. Ganz im Gegenteil, die Barren bewiesen, daß es das Gold an sich nicht gab. Daher hatte sie die Wirtin gebeten, mit dem Fremden zu reden. Sie hatte einen Plan. Aber da sie alle Kämpfe in ihrem Leben immer verloren hatte, hatte sie große Zweifel an seiner Durchführbarkeit.

Berthe schaute auf die Sonne, die hinter den Bergen unterging, als sie den Priester und drei weitere Männer daherkommen

sah. Sie wurde sehr traurig: Zum einen, weil sie wußte, daß ihre Stunde gekommen war; weiter, weil ihr Mann nicht da war, um ihr beizustehen (vielleicht weil er sich schämte, daß er sie nicht retten konnte); und drittens, weil sie bereute, ihr Erspartes nicht mit vollen Händen ausgegeben zu haben, das nun den Aktionären der Bank zufiel.

Doch eine Freude blieb ihr trotzdem: Der letzte Tag ihres Lebens war fröstelig, aber sonnig und hell gewesen. Nicht jedem wird das Privileg zuteil, mit einer so schönen Erinnerung zu gehen.

Der Priester machte den Männern ein Zeichen, in einiger Entfernung zu warten, und kam allein heran.

Berthe begrüßte ihn mit den Worten: »Seht nur, wie groß Gott ist und was für eine wunderschöne Natur er geschaffen hat! Ihr werdet mich mitnehmen, aber ich werde alle Schuld der Welt hier zurücklassen.«

»Sie ahnen nicht, wie schön das Paradies ist«, antwortete der Priester, aber Berthe merkte, daß ihr Pfeil ihn getroffen hatte und er um seine Fassung rang.

»Ich weiß nicht, ob es so schön ist, ich weiß noch nicht einmal, ob es existiert. Waren Sie schon einmal dort?«

»Noch nicht. Aber ich habe die Hölle kennengelernt und weiß, daß sie schrecklich ist, obwohl sie von außen sehr anziehend wirkt.«

Ihr war klar, daß er Bescos meinte. »Sie irren sich, Pater. Sie waren im Paradies und haben es nicht bemerkt. So geht es im übrigen den meisten Menschen auf dieser Welt. Sie suchen das Leiden an den fröhlichsten Orten, weil sie glauben, sie hätten es nicht verdient, glücklich zu sein.«

»Es sieht so aus, als hätten die Jahre, die Sie hier verbracht haben, Sie weiser gemacht.«

»Früher ist nie jemand gekommen, um mit mir zu reden, und jetzt entdecken alle plötzlich, daß es mich gibt. Stellen Sie sich vor, gestern abend haben mich sogar die Wirtin und die Bürgermeistersfrau mit ihrem Besuch beehrt. Und heute kommt

der Gemeindepfarrer vorbei. Sollte ich zu einer so wichtigen Person geworden sein?«

»Und ob!« sagte der Priester. »Zur wichtigsten im ganzen Dorf.«

»Habe ich eine Erbschaft gemacht?«

»Zehn Goldbarren. Männer, Frauen und Kinder werden Ihnen für alle zukünftigen Generationen dankbar sein und Ihnen, wer weiß, vielleicht sogar ein Denkmal errichten.«

»Ich hätte lieber einen Brunnen. Zum einen schmückt er den Platz, zum anderen stillt er den Durst der Wanderer und vertreibt die düsteren Gedanken.«

»Sie werden Ihren Brunnen bekommen. Sie haben mein Wort.«

Berthe fand, daß es nun Zeit war, mit dieser Farce aufzuhören und anzusprechen, worum es wirklich ging.

»Ich weiß bereits alles, Pater. Sie verurteilen eine unschuldige Frau, die um ihr Leben nicht kämpfen kann. Verflucht seien Sie, dieser Ort und all seine Bewohner.«

»Ja, ich will verflucht sein«, stimmte der Priester zu. »Mehr als zwanzig Jahre habe ich versucht, diesen Ort zu segnen, aber niemand hat mein Rufen gehört. In ebendiesen zwanzig Jahren habe ich versucht, das Gute in die Herzen der Menschen zu pflanzen, bis ich begriff, daß Gott mich dazu erwählt hat, sein linker Arm zu sein und ihnen das Böse zu zeigen, zu dem sie fähig sind. Vielleicht erschrecken sie so, daß sie sich bekehren lassen.«

Berthe hätte am liebsten geweint, aber sie hatte sich in der Gewalt.

»Schöne Worte, leere Worte, mit denen Sie eine grausame und ungerechte Tat erklären wollen.«

»Im Gegensatz zu den anderen tue ich dies nicht um des Geldes willen. Ich weiß, daß dieses Gold genau wie dieser Ort verflucht ist und niemandem Glück bringen wird. Ich tue es, weil Gott mich darum gebeten hat. Oder besser gesagt: es mir befohlen hat, mein Gebet erhört hat.«

>Es ist sinnlos, sich zu streiten<, dachte Berthe, während der Priester die Hand in die Tasche steckte und ein paar Tabletten herausholte.

»Sie werden nichts spüren«, sagte er. »Gehen wir hinein.«

»Weder Sie noch sonst wer aus diesem Dorf wird mein Haus betreten, solange ich lebe. Vielleicht wird heute, am Ende der Nacht, die Tür offenstehen, aber jetzt nicht.«

Der Priester winkte einem der Männer, der mit einer Plastikflasche herankam.

»Nehmen Sie diese Tabletten. Sie werden damit in den nächsten Stunden schlafen können. Wenn Sie aufwachen, werden Sie im Himmel bei Ihrem Mann sein.«

»Ich war immer bei meinem Mann. Und ich habe niemals Schlaftabletten genommen, selbst wenn ich nicht schlafen konnte.«

»Um so besser. So werden sie sofort wirken.« Die Sonne war untergegangen, die Schatten begannen sich schnell über das Tal, die Kirche, den Ort zu legen. »Und wenn ich sie nicht nehme?« »Sie werden sie so oder so nehmen.« Sie sah zu den Männern hinüber, die ihn begleiteten, und begriff, daß der Priester die Wahrheit gesprochen hatte. Sie nahm die Tabletten, steckte sie in den Mund und trank die ganze Flasche leer. Wasser - ohne Geschmack, ohne Geruch, ohne Farbe und dennoch das Wichtigste auf der Welt. Genau wie sie in diesem Augenblick.

Sie schaute noch einmal auf die Berge, die jetzt im Schatten lagen. Sie sah, wie der erste Stern am Himmel erschien, und erinnerte sich daran, daß sie ein gutes Leben gehabt hatte: Sie war an einem Ort geboren, den sie liebte, und würde dort auch sterben - was wollte sie mehr? Wer liebt und dabei auf Gegenliebe hofft, der verliert nur seine Zeit. Sie war gesegnet gewesen. Sie hatte nie ein anderes Land kennengelernt, doch sie wußte, daß hier in Bescos die gleichen Dinge geschahen wie überall sonst. Sie hatte den Mann verloren, den sie liebte, aber Gott hatte ihr vergönnt, ihn auch nach seinem Tod weiterhin neben sich zu spüren. Sie hatte Bescos vor seinem

endgültigen Niedergang gekannt und würde gehen, ehe es vollständig zerstört war. Sie hatte die Menschen mit ihren Fehlern und Tugenden kennengelernt und glaubte, daß am Ende - trotz allem, was ihr jetzt widerfuhr, und trotz der Kämpfe, die angeblich gerade im Jenseits ausgefochten wurden - das Gute im Menschen siegen würde.

Ihr taten der Priester leid, der Bürgermeister, Chantal Prym, der Fremde, jeder einzelne Bewohner von Bescos: Das Böse brachte nie das Gute hervor, auch wenn sie noch so fest daran glaubten. Wenn sie die Wahrheit entdeckten, würde es zu spät sein. Nur eines in ihrem Leben bereute sie: daß sie nie das Meer gesehen hatte. Sie wußte, daß es existierte, daß es riesig war, wild und still zugleich, aber sie hatte es nie dorthin geschafft, nie etwas von dem Salzwasser probiert, nie den Sand unter ihren nackten Füßen gespürt, war nie ins Wasser getaucht wie in den Leib der Großen Mutter, wie die Kelten zu sagen pflegten.

Sonst konnte sie sich nicht beklagen. Natürlich war sie traurig, sehr traurig, so gehen zu müssen, aber sie wollte sich nicht als Opfer fühlen. Ganz gewiß hatte Gott diese Rolle für sie ausgewählt, und sie war entschieden besser als die, die Er dem Priester zugedacht hatte.

»Noch ein Wort über das Gute und das Böse«, hörte sie den Priester sagen, während sie in den Händen und in den Füßen ein taubes Gefühl bekam.

»Nicht nötig. Sie kennen das Gute nicht. Sie wurden vom Bösen vergiftet, das man Ihnen angetan hat, und jetzt verbreiten Sie diese Seuche in unserem Ort. Sie sind kein bißchen anders als der Fremde, der uns heimgesucht hat und uns jetzt zerstört.«

Ihre letzten Worte hörte sie kaum noch. Sie schaute zum Stern und schloß die Augen.

Oben in seinem Zimmer ging der Fremde ins Bad, wusch sorgfältig einen Goldbarren nach dem ändern und steckte dann jeden einzeln zurück in seinen alten, abgewetzten Rucksack.

Seit zwei Tagen hatte er die Bühne ganz verlassen und trat nun zum letzten Akt wieder auf.

Alles war genau geplant gewesen: von der Wahl des abgeschiedenen Ortes mit wenigen Einwohnern bis zur Wahl eines Komplizen, dem er die Sache notfalls in die Schuhe schieben würde, so daß ihn keiner der Anstiftung zum Mord bezichtigen konnte. Das Tonbandgerät, die Belohnung, die vorsichtigen Schritte; die erste Phase, in der er sich mit den Bewohnern angefreundet hatte; die zweite Phase, als er Schrecken und Verwirrung gestiftet hatte. Was Gott mit ihm getan hatte, würde er jetzt mit den anderen tun. Wie Gott ihm erst das Gute gegeben, ihn dann aber in den Abgrund gestoßen hatte, so würde er jetzt den ändern mitspielen.

Er hatte die winzigsten Details beachtet, nur eines nicht: Er hatte nie für möglich gehalten, daß sein Plan aufgehen könnte. Er war davon ausgegangen, daß im entscheidenden Augenblick ein einfaches Nein den Lauf der Geschichte ändern würde: Einer würde sich bestimmt weigern mitzumachen, und es brauchte nur diesen Einen, damit nicht alles verloren war. Wenn ein Mensch das Dorf rettete, wäre auch die Welt gerettet, dann gab es noch Hoffnung, dann war das Gute doch stärker; dann wußten die Terroristen

nicht, was sie Böses taten; dann würde ein Tag der Vergebung kommen, an dem alles Leid nur noch traurige Erinnerung wäre, und er könnte lernen, damit zu leben, und erneut das Glück suchen. Für dieses Nein, das er gern gehört hätte, würde das Dorf die elf Goldbarren erhalten - unabhängig von der Wette, die er mit der jungen Frau abgeschlossen hatte.

Aber sein Plan war fehlgeschlagen. Und jetzt war es zu spät, und er konnte nicht mehr zurück.

Es klopfte.

»Wir müssen gehen«, hörte er die Stimme der Wirtin. »Es ist Zeit.«

»Ich komme sofort runter.«

Er nahm seine Jacke, schlüpfte hinein und stieg hinunter in die Bar.

»Ich habe das Gold dabei«, sagte er. »Aber um Mißverständnisse zu vermeiden, möchte ich, daß Sie wissen, daß ein paar Leute wissen, wo ich bin. Wenn Sie beschließen, das Opfer zu wechseln, wird mich die Polizei hier suchen. Sie haben ja gesehen, wie viele Telefongespräche ich geführt habe.«

Die Hotelbesitzerin nickte nur.

Der keltische Monolith lag eine halbe Stunde Fußmarsch von Bescos entfernt. Jahrhundertelang hatten die Menschen in ihm nur einen großen, von Regen und Eis polierten Stein gesehen, der von einem Blitz gefällt worden war. Ahab hatte dort den Ältestenrat versammelt, weil der Fels als natürlicher Tisch unter freiem Himmel diente.

Bis die Regierung ein Forschungsteam ins Tal schickte, das dort eine Erhebung über die Spuren der Kelten machen sollte, und jemand das Monument bemerkte. Daraufhin kamen die Archäologen in Scharen, maßen, rechneten, diskutierten, gruben und kamen zum Schluß, daß ein Keltenstamm den Ort einstmals als Kult- oder Opferstätte benutzt hatte, auch wenn unklar blieb, welche Rituale dort durchgeführt worden waren. Einige vermuteten ein astronomisches Observatorium, andere sprachen von Fruchtbarkeitszeremonien zwischen Priestern und Jungfrauen. Die Wissenschaftler diskutierten eine Woche lang und brachen dann zu etwas Interessanterem auf, ohne über den Fund eine Einigung erzielt zu haben.

Als der Bürgermeister gewählt worden war, hatte er versucht, den Tourismus anzukurbeln, indem er eine regionale Zeitung dazu brachte, eine Reportage über das keltische Erbe von Bescos zu veröffentlichen. Doch die Pfade waren unwegsam, und die wenigen Abenteurer fanden am Ende nur einen umgefallenen Stein, während andere Dörfer im Tal Skulpturen, Inschriften und andere interessante Dinge zu bieten hatten. Aus der Touristenattraktion wurde nichts, und in kürzester Zeit wurde der Monolith wieder seiner alten Funktion zugeführt: Er diente den Bewohnern von Bescos am Wochenende als Picknicktisch.

Am Nachmittag wurde in zahlreichen Häusern von Bescos wacker gestritten, und zwar immer aus dem gleichen Grund. Die Ehemänner wollten allein gehen, die Frauen verlangten, »am Ritual der Opferung« teilzunehmen, wie die Bewohner das anstehende Verbrechen inzwischen nannten. Die Ehemänner erklärten, es sei gefährlich und die Feuerwaffen unberechenbar, doch die Frauen ließen nicht locker, nannten die Männer verdammte Egoisten, die nicht wahrhaben wollten, daß die Welt sich verändert habe und daß sie gefälligst die Rechte der Frauen respektieren sollten. Am Ende gaben die Ehemänner nach.

Langsam und schwankend setzte sich die Prozession in Richtung des Waldes in Bewegung, eine Lichterkette aus 281 Menschen mit Laternen und Taschenlampen - den Fremden mitgerechnet, nicht aber Berthe, die auf einer improvisierten Bahre lag und schlief. In der Hand trug jeder Mann sein Gewehr, mit abgeknicktem Lauf, damit keines aus Versehen losging.

Zwei Holzfäller stöhnten unter Berthes Holzbahre. >Wie gut, daß wir dieses Gewicht nicht wieder zurücktragen müssen!< dachte der eine. >Mit all den Kugeln im Leib ist sie bestimmt dreimal so schwer.< Dem Mann wurde flau. Er durfte nicht weiter nachdenken, erst wieder am Montag.

Auf dem ganzen Weg sprach keiner ein Wort. Niemand schaute dem anderen in die Augen, wie in einem Alptraum, den es so schnell wie möglich zu vergessen galt. Als sie, weniger vor Anstrengung denn vor Anspannung, schwer atmend endlich auf der Lichtung ankamen, stellten sie sich im Halbkreis um den keltischen Monolithen.

Auf ein Zeichen des Bürgermeisters banden die Holzfäller Berthe los und legten sie auf den Stein.

»So geht das nicht«, meinte der Schmied, der sich an Kriegsfilme mit auf dem Boden robbenden Soldaten erinnerte. »Es ist schwierig, jemand Liegenden zu treffen.«

Daraufhin nahmen die Holzfäller Berthe herunter und setzten sie mit dem Rücken gegen den Stein auf den Boden. Dies

schien die ideale Stellung zu sein. Doch plötzlich hörte man eine Frau schluchzen.

»Sie schaut uns an«, sagte sie. »Sie sieht uns zu.«

Selbstverständlich sah Berthe überhaupt nichts, aber es war unerträglich, die gütige Frau anzusehen, die mit einem Lächeln auf den Lippen dalag und schlief und in Kürze schon von vielen kleinen Metallkugeln zerfetzt werden würde.

»Setzt sie mit dem Rücken zu uns hin«, befahl der Bürgermeister, der den Anblick ebenfalls nicht ertrug.

Grummelnd gingen die Holzfäller noch einmal zum Monolithen und drehten den Körper um, der nunmehr auf dem Boden kniete und mit Gesicht und Brust am Stein lehnte. Da Berthe unmöglich in dieser Position fixiert werden konnte, mußte ein Strick um ihre Handgelenke gebunden, über den Stein geführt und an der anderen Seite festgebunden werden.

Die Stellung war jetzt grotesk: eine kniende Frau, die ihnen den Rücken zugewandt und die Arme über den Stein gereckt hatte, als würde sie beten oder etwas erflehen. Jemand beschwerte sich abermals, aber der Bürgermeister sagte, es sei Zeit, die Sache zu Ende zu bringen.

Je schneller, desto besser, ohne viel Federlesens. Die Rechtfertigungen konnten bis morgen warten. Viele würden künftig den Dorfeingang meiden, wo bisher immer die alte Frau gesessen, zu den Bergen hinübergeblickt und Selbstgespräche geführt hatte. Doch der Ort hatte zum Glück noch zwei weitere Ausgänge, nebst einem kleinen Pfad, der über eine Art Treppe direkt zur darunter verlaufenden Landstraße führte.

»Laßt uns die Sache schnell hinter uns bringen«, schlug der Bürgermeister vor, der sich freute, weil der Priester nun nichts mehr sagte, und seine eigene Autorität wiederhergestellt sah. »Jemand im Tal könnte die Lichter sehen und wissen wollen, was hier vorgeht. Legt die Gewehre an und schießt, und dann wollen wir gehen.«

Formlos, ohne jedes Zeremoniell. In Erfüllung ihrer Pflicht wie gute Soldaten, die ihren Ort verteidigen. Ohne zu zögern. Befehl war Befehl.

Da begriff der Bürgermeister plötzlich, was das Schweigen des Priesters zu bedeuten hatte und daß er in eine Falle gegangen war. Sollte die Geschichte eines Tages durchsickern, könnten alle sagen, was die Kriegsverbrecher auch immer sagten: Sie hätten nur ihre Pflicht getan. Was ging jetzt in den Herzen dieser Leute vor? War er für sie ein Schuft oder ein Retter?

Er durfte nicht schwach werden, nicht jetzt, da er hörte, wie die Gewehrläufe hochgeklappt wurden und einrasteten. Er stellte sich das Ballern der 174 Flinten vor und unmittelbar danach den überstürzten Rückzug mit den gelöschten Laternen und Lampen, wie er es für den Heimweg angeordnet hatte. Sie kannten den Weg wie ihre eigene Westentasche, und sie durften auf gar keinen Fall die Aufmerksamkeit der Nachbardörfer auf sich ziehen.

Instinktiv wichen die Frauen zurück, und die Männer zielten aus etwa fünfzig Metern auf den reglosen Körper. Sie würden treffen, denn sie hatten von klein auf gelernt, auf Tiere in Bewegung zu schießen.

Der Bürgermeister wollte gerade den Befehl zum Schießen geben, da rief eine Frauenstimme: »Halt!« Es war Chantal Prym.

»Und das Gold? Habt ihr das Gold gesehen?« Die Gewehre wurden gesenkt, blieben aber geladen. Nein, niemand hatte das Gold gesehen. Alle wandten sich dem Fremden zu.

Der trat langsam vor, bis er vor den Waffen stand. Er stellte den Rucksack auf den Boden und holte einen nach dem ändern die Goldbarren heraus.

»Da ist es«, sagte er und ging an seinen Platz am einen Ende des Halbkreises zurück.

Chantal Prym ging zu der Stelle, wo die Goldbarren lagen, und hob einen auf.

»Das ist Gold«, bestätigte sie. »Aber ich möchte, daß ihr es bezeugt. Neun Frauen sollen hierherkommen, und jede soll die Barren prüfen, die noch auf dem Boden liegen.«

Der Bürgermeister wurde unruhig, weil sie so in die Schußlinie kamen; wie leicht konnte aus Versehen ein Schuß losgehen! Aber neun Frauen - darunter auch seine eigene -gingen zu Chantal Prym und taten wie geheißen.

»Ja, das ist Gold«, bestätigte jetzt die Bürgermeistersfrau, die den Barren in der Hand wog und mit den wenigen Schmuckstücken verglich, die sie besaß. »Er trägt den Stempel der Regierung, eine Seriennummer, das Datum, an dem er gegossen wurde, und die Angabe des Gewichts. Wir werden nicht betrogen.«

»Behaltet sie in der Hand, und hört mir jetzt gut zu.«

»Jetzt ist nicht der Moment für Reden, Mademoiselle«, sagte der Bürgermeister. »Weg da jetzt, wir müssen unsere Aufgabe zu Ende bringen.«

»Halten Sie den Mund, Sie Idiot!«

Chantals Schrei ließ alle zusammenfahren. Keiner hätte sich je träumen lassen, daß in Bescos je solche Worte fallen würden.

»Sind Sie verrückt geworden?«

»Halten Sie den Mund!« schrie Chantal noch lauter. Sie zitterte am ganzen Leib, und ihre Augen sprühten vor Haß. »Sie sind verrückt, Sie sind in diese Falle gegangen, die uns zu Verurteilung und Tod führt! Sie sind verantwortungslos!«

Der Bürgermeister ging auf sie los, wurde aber von zwei Männern zurückgehalten.

»Ich will hören, was die junge Frau uns zu sagen hat!« schrie eine Stimme aus der Menge. »Zehn Minuten mehr oder weniger, darauf kommt's nicht an.«

Doch zehn - ja nur fünf - Minuten machen sehr viel aus, und alle, Männer wie Frauen, wußten das.

Je länger sie diese Szenerie vor Augen hatten, desto größer wurde ihre Angst, desto größer wurde das Schuldgefühl, desto mehr schämten sie sich. Sie würden händeringend nach einer Rechtfertigung suchen, nachdem sie sich, jeder für sich, den ganzen Hinweg eingeredet hatten, sie wären diejenigen, die eine Waffe mit Platzpatrone bekommen hätten, und es gelte,

alles möglichst schnell hinter sich zu bringen. Jetzt aber hatten sie Angst, daß ihr Gewehr scharf geladen sein könnte und der Geist der alten Hexe nachts über sie kommen würde.

Oder daß jemand etwas ausplauderte. Oder daß der Priester sein Versprechen brach und daß alle Anwesenden schuldig wären.

»Fünf Minuten«, sagte der Bürgermeister, als hätte er noch das Sagen, obwohl in Wahrheit die junge Frau ihm ihre Regeln aufgezwungen hatte.

»Ich werde so lange reden, wie ich es für richtig halte«, sagte Chantal, die sich wieder gefaßt hatte. Sie würde keinen Zentimeter weichen. Sie sprach jetzt mit einer Autorität, die sie nicht an sich kannte. »Aber ich werde nicht lange brauchen. Es ist schon merkwürdig zu sehen, was hier geschieht, vor allem, wo wir doch alle wissen, daß zu Ahabs Zeiten Männer durch diesen Ort kamen, die behaupteten, einen Staub zu besitzen, der Blei in Gold verwandeln konnte. Sie nannten sich Alchimisten, und zumindest einer erbrachte den Beweis, daß er die Wahrheit sprach, als ihn Ahab mit dem Tode bedrohte.

Ihr wollt jetzt genau das gleiche tun: Ihr wollt Blei mit Blut vermischen, weil ihr sicher seid, daß es sich in das Gold verwandelt, das ihr in Händen haltet. Einerseits habt ihr natürlich recht. Andererseits wird das Gold, das so schnell in eure Finger gelangte, ebenso schnell wieder zwischen ihnen zerrinnen.«

Obschon der Fremde nicht verstand, was die junge Frau meinte, hoffte er inständig, Chantal würde weiterreden, denn er merkte, daß in einem dunklen Winkel seiner Seele das vergessene Licht wieder zu leuchten begann.

»Wir alle haben in der Schule die berühmte Geschichte vom König Midas gehört, die von einem Menschen handelt, dem Gott jeden Wunsch zu erfüllen verspricht. Midas war bereits sehr reich, aber er wollte noch reicher werden. Darum erbat er sich, daß alles, was er berührte, sich in Gold verwandle.

Ich will kurz euer Gedächtnis auffrischen: Erst verwandelte Midas seine Möbel in Gold, seinen Palast und alles drum

herum. Er arbeitete einen ganzen Vormittag und hatte dann einen goldenen Garten, goldene Vögel, goldene Treppen. Mittags verspürte er Hunger und wollte essen. Aber als er die saftige Lammkeule ergriff, die seine Diener ihm zubereitet hatten, wurde auch sie zu Gold. Er hob sein Weinglas, und auch der Wein wurde zu Gold. Verzweifelt lief er zu seiner Frau und bat sie um Hilfe, denn nun hatte er begriffen, daß er einen Fehler gemacht hatte. Als er ihren Arm berührte, wurde auch sie zu Gold.

Die Diener rannten aus Furcht, ihnen könnte das gleiche geschehen, davon. Noch vor Ablauf einer Woche war Midas, von Gold umgeben, an Hunger und Durst gestorben.«

»Warum erzählen Sie uns diese Geschichte?« fragte die Bürgermeistersfrau, die den Goldbarren sofort auf den Boden zurücklegte und neben ihren Mann trat. »Ist etwa ein Gott nach Bescos gekommen und hat uns diese Fähigkeit verliehen?«

»Wir können zwei Dinge tun: den Schmied bitten, diese Barren zu schmelzen und in zweihundertachtzig gleiche Teile zu teilen, und jeder geht in die Stadt und tauscht sein Stück ein. Das wird umgehend das Mißtrauen der Behörden wecken, denn in diesem Tal gibt es kein Gold. Sie werden nachfragen, und wir werden sagen, wir hätten einen keltischen Schatz gefunden. Eine schnelle Untersuchung wird ergeben, daß dies erst kürzlich eingeschmolzenes Gold ist, daß hier bereits Ausgrabungen gemacht worden sind, daß die Kelten kein Gold in diesen Mengen hatten - sonst hätten sie eine große, prächtige Stadt an dieser Stelle errichtet.«

»Sie sind ein unwissendes junges Ding«, sagte der Besitzer der Ländereien. »Wir werden die Barren genauso lassen, wie sie sind, mit dem Regierungsstempel und allem. Wir gehen zur Bank, tauschen sie ein und teilen das Geld untereinander.«

»Das ist das zweite Problem. Der Bürgermeister nimmt die Barren, geht damit zur Bank und bittet, sie ihm in Geld einzutauschen. Der Kassierer der Bank wird keine Fragen stellen, wie er es mit uns täte, wenn wir kämen und einen Goldbarren eintauschen wollten. Da der Bürgermeister eine

Respektsperson ist, würde er ihn nur um die Kaufpapiere für die Goldbarren bitten. Der Bürgermeister würde sagen, er habe sie nicht, aber - wie seine Frau gerade sagte - hier ist der Regierungsstempel, und er ist echt. Hier ist die Seriennummer.

Zu diesem Zeitpunkt ist der Mann, der uns das Gold gegeben hat, bereits über alle Berge. Der Kassierer würde um etwas Zeit bitten, denn obwohl er den Bürgermeister kennt und weiß, daß er ein ehrlicher Mann ist, braucht er eine Genehmigung, um so viel Geld auszuzahlen. Man wird anfangen zu fragen, woher das Gold stammt. Der Bürgermeister wird sagen, es sei das Geschenk eines Fremden. Schließlich ist unser Bürgermeister ein intelligenter Mann und hat auf alles eine Antwort.

Daraufhin wird der Kassierer mit dem Leiter der Zweigstelle der Bank sprechen und dieser, obwohl er keinerlei Mißtrauen hegt, die Zentrale anrufen. Hier kennt niemand den Bürgermeister, und jede Auszahlung eines größeren Betrages wird mit Argusaugen beobachtet. Man bittet ihn, zwei Tage zu warten, damit die Herkunft der Goldbarren geklärt werden kann. Und was könnten sie herausfinden? Daß dieses Gold als gestohlen gemeldet ist. Oder daß es von einem Konsortium gekauft wurde, von dem man annimmt, es stehe den Drogenbaronen nahe.«

Sie hielt inne. Die Angst, die sie gehabt hatte, als sie zum ersten Mal versuchte, ihren Goldbarren zu nehmen, war nun die Angst aller. Die Geschichte eines Menschen ist immer die Geschichte der ganzen Menschheit.

»Denn dieses Gold hat eine Seriennummer. Ein Datum. Dieses Gold kann leicht identifiziert werden.«

Alle sahen den Fremden an, der nur einfach reglos dastand.

»Es bringt nichts, ihn zu fragen«, meinte Chantal. »Wir müssen darauf vertrauen, daß er die Wahrheit sagt, aber ein Mann, der andere bittet, ein Verbrechen zu begehen, verdient kein Vertrauen.«

»Wir könnten ihn solange hier festhalten, bis das Metall zu Geld gemacht ist«, schlug der Schmied vor.

Der Fremde blickte zur Wirtin hinüber und schüttelte stumm den Kopf.

»Er ist unberührbar. Wahrscheinlich hat er mächtige Freunde. Er hat in meinem Beisein verschiedene Leute angerufen, Tickets reserviert. Wenn er verschwindet, würden sie wissen, daß er entführt wurde, und sie würden nach Bescos kommen, um ihn zu suchen.«

Chantal legte ihren Goldbarren auf den Boden und ging aus der Schußlinie. Die anderen Frauen taten es ihr gleich.

»Ihr könnt jetzt schießen, wenn ihr wollt. Aber ich weiß, daß dies nur eine Falle des Fremden ist, und weigere mich, etwas mit diesem Verbrechen zu tun zu haben.«

»Nichts wissen Sie«, sagte der Besitzer der Ländereien.

»Wenn ich recht habe, dann wird der Bürgermeister sehr bald schon hinter Schloß und Riegel sitzen, und die Leute werden nach Bescos kommen, um herauszufinden, wem er diesen Schatz gestohlen hat. Jemand wird es ihnen erklären müssen. Ich werde es allerdings nicht sein.

Aber ich verspreche, den Mund zu halten. Ich werde nur sagen, daß ich nicht weiß, was geschehen ist. Ansonsten ist der Bürgermeister jemand, den wir kennen - anders als der Fremde, der Bescos morgen verlassen wird. Vielleicht nimmt er die Schuld ganz allein auf sich, sagt, daß er einen Mann beraubt hat, der in Bescos aufgetaucht ist und eine Woche hier verbracht hat. Er wird von uns allen als Held angesehen, das Verbrechen wird nie aufgedeckt werden, und wir leben unser Leben weiter - allerdings so oder so ohne das Gold.«

»Das werden wir gerade nicht tun«, sagte der Bürgermeister, zuversichtlich, daß keiner auf diese Verrückte hören würde.

Dennoch hörte man kurz darauf, wie der erste Gewehrlauf heruntergeklappt wurde.

»Habt Vertrauen in mich«, schrie der Bürgermeister.

Doch die Antwort war ein weiteres Klicken eines Gewehrlaufs, der abgeknickt wurde, und dann noch eins und noch eins, bis fast alle Gewehrläufe abgeknickt waren. Hatte man Politikern je

vertrauen können? Nur die Gewehrläufe des Bürgermeisters und des Priesters waren noch schußbereit; einer wies auf Chantal Prym, der andere auf Berthe. Doch der Holzfäller, der eben noch ausgerechnet hatte, wie viele Geschosse den Leib der alten Frau durchbohren würden, entriß ihnen die Gewehre.

Chantal Prym hatte recht: Anderen glauben war immer riskant. Plötzlich schienen das alle gemerkt zu haben, denn die Menge begann sich zu zerstreuen.

Schweigend stiegen sie, die Ältesten voran, die Jüngeren hinterher, den Hang hinunter und versuchten in ihre Alltagssorgen zurückzufinden: das Wetter, die Schafe, die geschoren, die Felder, die gepflügt werden mußten, die Jagd, die bald beginnen würde. Nichts war passiert, denn Bescos war ein gottverlassenes Nest, in dem ein Tag war wie der nächste.

Und jeder sagte sich, daß dieses Wochenende nur ein Traum gewesen war.

Oder ein Alptraum.

Nur zwei Laternen und drei Personen blieben auf der Lichtung zurück - und eine davon schlief an einen Stein gebunden.

»Hier ist das Gold für Ihr Dorf«, sagte der Fremde zu Chantal. »Jetzt habe ich weder das Gold noch eine Antwort.«

»Das Gold für mein Dorf? Nein, es gehört mir. Wie auch der Goldbarren beim y-förmigen Fels. Und Sie werden es mit mir zusammen zu Geld machen. Ich vertraue keinem Ihrer Worte.«

»Sie wissen, daß ich nicht tun würde, was Sie gesagt haben. Und Ihre Verachtung mir gegenüber gilt in Wirklichkeit Ihnen selbst. Sie sollten dankbar für alles sein, was geschehen ist. Als ich Ihnen das Gold gezeigt habe, gab ich Ihnen viel mehr als nur die Möglichkeit, reich zu werden. Ich habe Sie gezwungen, zu handeln und sich nicht mehr andauernd über alles zu beschweren. Ich habe Sie gezwungen, Stellung zu beziehen.«

»Sehr großzügig von Ihnen«, gab Chantal ironisch zurück und fuhr dann fort. »Vom ersten Augenblick an hätte ich etwas zur menschlichen Natur sagen können. Bescos mag ein sterbender Ort sein, aber er hatte eine ruhmreiche Vergangenheit voller

Weisheit. Ich hätte Ihnen die Antwort geben können, die Sie suchten, wenn sie mir nur eingefallen wäre.«

Chantal ging zu Berthe, um sie loszubinden, und sah, daß sie sich die Stirn aufgeschürft hatte. Es war nicht weiter schlimm und rührte womöglich nur von der Stellung her, in der man ihren Kopf auf den Stein gelegt hatte. Das Problem war jetzt, daß sie bis zum Morgen hier warten mußten, bis sie aufwachte.

»Können Sie mir die Antwort jetzt geben?« fragte der Mann.

»Jemand wird Ihnen schon vom Zusammentreffen des heiligen Savinus und Ahab erzählt haben.«

»Natürlich. Der Heilige ist gekommen, hat ein wenig mit ihm gesprochen, und am Ende wurde der Araber bekehrt, weil er sah, daß der Mut des Heiligen größer war als sein eigener.«

»Genau. Allerdings hat Ahab schon von Anfang an und die ganze Zeit, in der sie miteinander redeten, seinen Dolch gewetzt, was Savinus nicht daran hinderte, selig einzuschlafen. Ahab, der davon ausging, daß alle Welt wie er dachte, wollte Savinus provozieren und fragte ihn:

>Wenn jetzt die schönste Hure der Stadt hier hereinkäme, würde Sie es dann über sich bringen zu denken, sie sei weder schön noch verführerisch?<

>Nein. Aber es würde mir gelingen, mich zu beherrschen<, antwortete der Heilige.

>Und wenn ich Ihnen viele Goldstücke anbieten würde, damit Sie den Berg verlassen und sich uns anschließen, würden sie es über sich bringen, dieses Gold anzuschauen, als wären es Steine?<

>Nein. Aber es würde mir gelingen, mich zu beherrschen.<

>Und wenn zwei Brüder Sie aufsuchen würden, von denen der eine Sie verabscheut und der andere sieht, daß Sie ein Heiliger sind, würden Sie es über sich bringen, sie beide gleich zu behandeln?<

>Auch wenn es mich hart ankäme und ich darunter leiden müßte, würde es mir gelingen, mich zu beherrschen und beide gleich zu behandeln.<«

Chantal machte eine Pause und fuhr fort: »Es heißt, dieses Gespräch hätte Ahab dazu bewogen, sich bekehren zu lassen.«

Der Fremde brauchte Chantals Erklärung nicht mehr. Savinus und Ahab hatten die gleichen Triebe - das Gute und das Böse kämpften um sie wie um alle Seelen auf der Erde. Als Ahab begriff, daß Savinus wie er war, begriff er zugleich, daß er war wie Savinus.

Es war alles nur eine Frage der Selbstkontrolle. Und eine Frage, wie man sich entschied.

Nichts weiter.

Chantal blickte ein letztes Mal auf das Tal, die Berge, die Wälder, durch die sie als Kind immer gewandert war, sie schmeckte in Gedanken das kristallklare Wasser, das frisch geerntete Gemüse, den selbstgekelterten Wein aus den besten Trauben der Gegend, der von den Bewohnern des Ortes eifersüchtig gehütet wurde - er war weder für die Touristen noch für den Export gedacht.

Sie war nur zurückgekommen, um sich von Berthe zu verabschieden. Sie trug die gleiche Kleidung wie immer, damit niemand herausfand, daß sie durch ihren kurzen Abstecher in die Stadt zu einer reichen Frau geworden war. Der Fremde hatte sich um alles gekümmert, die Papiere für die Überschreibung des Goldes unterzeichnet, dafür gesorgt, daß es verkauft und der Erlös auf das neueröffnete Konto von Chantal Prym überwiesen wurde. Der Kassierer der Bank stellte nur die für diese Art Transaktion unbedingt notwendigen Fragen, doch die Blicke, die er Chantal immer wieder zuwarf, sprachen Bände. Die junge Person war sicher die Geliebte des älteren Herrn, las sie in seinen Augen. Und Chantal genoß es, daß der Kassierer ihr offensichtlich zutraute, daß sie dem Fremden mit ihren Reizen soviel Geld abluchsen konnte.

Auf dem Weg war sie verschiedenen Bewohnern des Dorfes begegnet. Keiner wußte, daß sie fortgehen würde, und alle begrüßten sie, als wäre nichts geschehen, als hätte der Dämon

den Ort nie heimgesucht. Sie erwiderte den Gruß und tat ebenfalls so, als wäre dieser Tag ein Tag wie jeder andere.

Sie wußte noch nicht, inwieweit sie sich durch all das verändert hatte, was sie über sich selbst herausgefunden hatte. Aber das hatte Zeit. Berthe saß vor ihrem Haus. Nun nicht mehr, um auf das Böse aufzupassen, sondern, weil sie nichts anderes zu tun hatte.

»Sie werden mir zu Ehren einen Brunnen bauen«, sagte sie. »Als Preis für mein Schweigen. Auch wenn ich weiß, daß er nicht lange halten und auch nur wenigen Menschen den Durst stillen wird, da Bescos so oder so zum Sterben verurteilt ist: nicht wegen des Dämons, der hier erschienen ist, sondern aufgrund der Zeiten, in denen wir leben.«

Chantal fragte, wie dieser Brunnen aussehen werde. Berthe hatte sich ausgedacht, daß er aus einer Sonne bestehen sollte, aus der Wasser in den Mund einer Kröte floß. Die Sonne war sie selber, die Kröte der Priester.

»Ich stille euren Durst nach Licht«, hatte sie dem Bürgermeister gesagt, »und werde darum so lange unter euch weilen, wie es diesen Brunnen gibt.«

Der Bürgermeister hatte alles viel zu teuer gefunden, doch Berthe hörte nicht auf ihn. Er hatte keine andere Wahl. Die Arbeiten sollten in der kommenden Woche beginnen.

»Und du wirst endlich das tun, was ich dir geraten habe, mein Kind. Eins kann ich dir mit Gewißheit sagen: Das Leben kann, je nachdem, wie wir es leben, kurz oder lang sein.«

Chantal lächelte, umarmte sie und kehrte Bescos für immer den Rücken. Die Alte hatte recht: Sie hatte keine Zeit zu verlieren, auch wenn sie hoffte, ein langes Leben zu haben.

22. Januar 2000, 23 Uhr 58

Nachwort

Die erste Geschichte über die Trennung von Gut und Böse stammt von den alten Persern: Der Gott der Zeit erkennt, nachdem er das Universum erschaffen hat, daß etwas sehr Wichtiges fehlt - jemand, mit dem er all diese Schönheit zusammen genießen kann.

Tausend Jahre lang betet er um einen Sohn. Die Geschichte sagt nichts darüber, wen er darum bittet, obwohl er der einzige und damit höchste Herrscher ist. Dennoch betet er und wird am Ende schwanger.

Als er sieht, daß er bekommt, was er erbeten hat, bereut er seinen Wunsch, weil ihm bewußt wird, wie unsicher das Gleichgewicht der Dinge ist. Doch nun ist es zu spät - der Sohn ist bereits unterwegs. Der Gott erreicht mit seinem Weinen nur, daß sich der Sohn in seinem Leib in zwei Söhne aufteilt.

Die Legende berichtet, daß so Zwillingsbrüder entstanden: Ormuz, das Gute, aus seinem Gebet, und Arima, das Böse, aus seiner Reue.

Es gilt also, mit aller Macht dafür zu sorgen, daß Ormuz als erster geboren wurde, damit er seinen Bruder zügeln und davon abhalten kann, dem Universum zu schaden.

Doch das Böse ist gewitzt und geschickt. Es gelingt ihm, Ormuz bei der Geburt zur Seite zu schubsen und so als erster das Licht der Sterne zu erblicken.

Verzweifelt beschließt der Gott der Zeit, Verbündete für Ormuz zu schaffen: Er läßt die Menschen entstehen, die mit diesem zusammen kämpfen, um Arima zu besiegen und zu verhindern, daß er die Weltherrschaft an sich reißt. In der persischen Legende entsteht der Mensch als Verbündeter des Guten, dem bestimmt ist, am Ende über das Böse zu siegen. Eine andere Geschichte über die Teilung taucht viele Jahrhunderte später auf. Dieses Mal unter umgekehrten Vorzeichen. Der Mensch ist hier ein Werkzeug des Bösen.

Ich denke, die meisten wissen schon, worauf ich anspiele: Ein Mann und eine Frau befinden sich im Garten Eden, genießen alle nur erdenklichen Wonnen. Nur eines ist verboten: Die

beiden dürfen nicht wissen, was gut und was böse ist. Gott der Allmächtige sagt (Gen. 2:17): »Du darfst essen von allen Bäumen im Garten, aber von dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen...«

Eines schönen Tages erscheint die Schlange und versichert ihnen, daß diese Erkenntnis wichtiger ist als das Paradies selber und sie sie unbedingt haben müßten. Die Frau weigert sich mit der Begründung, Gott habe gesagt, sie müßten sonst sterben. Doch die Schlange versichert, daß nichts dergleichen geschehen werde, im Gegenteil: An dem Tag, an dem sie Gut und Böse unterscheiden könnten, würden sie so sein wie Gott.

Das überzeugt Eva, sie ißt von der verbotenen Frucht und gibt Adam etwas davon ab. Von diesem Augenblick an ist das ursprüngliche Gleichgewicht im Paradies zerstört, und die beiden werden vertrieben und verdammt. Doch da gibt es einen rätselhaften Satz, den Gott spricht und der der Schlange recht gibt: »Siehe, der Mensch ist geworden wie unsereiner und weiß, was gut und böse ist.«

Auch in diesem Fall (wie schon beim Gott der Zeit, der jemanden im Gebet um etwas bittet, obwohl er der absolute Herrscher ist) erklärt die Bibel nicht, mit wem der einzige Gott redet und warum er »unsereiner« sagt, wenn er doch der einzige ist.

Sei's drum, von Anfang an war der Mensch dazu verdammt, sich zwischen den beiden ewigen Gegensätzen zu bewegen. Und wir haben heute noch immer die gleichen Zweifel wie unsere Vorfahren. Ich habe in diesem Buch einige der Legenden zum Thema eingeflochten, die mir von überall auf der Welt zugetragen wurden.

Mit Der Dämon und Fräulein Prym schließe ich die Trilogie >Und am siebten Tag...< ab, zu der Am Ufer des Rio Piedra, saß ich und weinte (1994) und Veronika beschließt zu sterben (1998) gehören. Die drei Bücher berichten über eine Woche im Leben von ganz normalen Menschen, die sich unvermittelt mit der Liebe, dem Tod und der Macht konfrontiert sehen. Ich war immer der Meinung, daß sich die tiefgreifenden Veränderungen

nicht nur im Leben eines Menschen, sondern auch in der Gesellschaft in sehr kurzen Zeiträumen vollziehen. Wenn wir es am wenigsten erwarten, stellt uns das Leben vor eine Herausforderung, um unseren Mut und unseren Willen zur Veränderung auf die Probe zu stellen. Dann nützt es wenig, so zu tun, als wäre nichts, oder sich damit zu entschuldigen, daß wir nicht bereit seien.

Die Herausforderung wartet nicht. Das Leben schaut nicht zurück. Eine Woche ist mehr als genug Zeit, um zu entscheiden, ob wir unser Schicksal annehmen oder nicht.

Buenos Aires, im August 2000